

DIE FACKEL

Nr. 583—587

DEZEMBER 1921

XXIII. JAHR

Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre

Gesprochen am 13. November

Es scheint mir unerläßlich, außerhalb des Programms einen Hinweis darauf anzubringen, daß dieser arme Staat, nicht immer nur der Not gehorchend, sondern auch dem eignen Trieb, just in dieser Stunde seine Kulturpflichten erfüllt und das Bedürfnis, in Schönheit zu sterben, selbst bei wesentlicher Erhöhung der Bestattungskosten befriedigt. Während ich diese Worte spreche, ist das sogenannte geistige Wien beim Präsidenten der Republik versammelt, um vor Gerhart Hauptmann zu defilieren. Was mich selbst betrifft, so bin ich nicht nur durch eine Vorlesung und insbesondere durch diese Rede abgehalten, der Veranstaltung beizuwohnen, sondern ich bin auch nicht eingeladen worden, und aus mir spricht nicht nur der pure Neid, sondern auch das Gefühl, daß ich, wenngleich ich sowohl dem Dichter des Hannele als auch dem republikanischen Gedanken zu den stärksten Wirkungen verholfen habe und somit schon würdig wäre, in Gesellschaft der Herren Hainisch und Hauptmann Tee zu nehmen, doch eigentlich nicht so recht zum geistigen Wien gehöre, ja daß meine Anwesenheit bei einer solchen Veranstaltung noch bei weitem unvorstellbarer wäre als die des Mannes, dem zu Ehren sie erfolgt. Ich weiß nicht, ob ich in dem Fall, daß eine Einladung an mich ergangen wäre, die Vorlesung abgesagt hätte; aber sicher wäre ich, wenn ich keine Vorlesung hätte, nicht hingegangen. Wohl glaube ich nicht, daß der ehrenwerte Präsident der Republik, der von Literatur annähernd so viel versteht wie ich von Viehzucht, es nur aus Respekt unterlassen hat, mich in die Liste des geistigen Wien aufzunehmen. Ich glaube vielmehr, daß er von mir, wenn man ihn nach mir fragte, wahrscheinlich weiß, daß ich der Mann bin, der immer die Neue Freie Presse angreift, daß ihm das sogar gefällt und daß im Übrigen die offizielle Einschätzung geistiger Werte sich in der Republik nicht anders als in der Monarchie vollzieht, nämlich nach den Maßstäben und vor allem nach den Erlaubnissen der Preßmonarchen. Ich bin wie immer so auch hier nicht unbescheiden genug, eine Angelegenheit der Kultur als die meinige zu reklamieren, sondern nur so unbescheiden, die meinige zum Kriterium dessen zu machen, was diese Zeit und diese Örtlichkeit sich kulturellen Passionen leisten. Vor der Frage, wo sich zur Stunde eher ein geistiges Wien, wenn es so etwas gibt, aufhalten dürfte, in diesem Saale oder beim Tee des Präsidenten Hainisch, würde ich keinen Augenblick schwanken, und wäre mir, dem in solchem Zirkel wirklich nur die Rolle des Apemantus in Shakespeares Timon beschieden wäre, das Glück zuteil, ich widerstände nur schwer der Versuchung, die belegten Brötchen, die das geistige Wien auf Staatskosten zu essen bekommt, vom Büffet zu nehmen und im Namen des Dichters der Weber unter die hungernden Kinder Wiens zu verteilen. Wenn ich aber Gerhart Hauptmann selbst wäre — und es muß sehr schön sein, der Dichter des Hannele zu sein, wie wohl es wieder nicht erfreulich sein dürfte, der Dichter der Jungfern von Bi-

schofsberg zu sein —, so würde ich dem Präsidenten der österreichischen Republik für seine kulturellen Strapazen danken, ihn aufmerksam machen, daß der allzu jähe Übergang von den Zeiten der Habsburger, unter denen zwar auch die Künste geblüht haben, aber keinem Goethe ein Hofwagen zur Verfügung gestellt worden wäre, für das österreichische Gemüt gar nicht gut sei, und ihm vor allem zureden, die Wiener Literatur dem Büffet zu überlassen oder umgekehrt und lieber gemeinsam diese Vorlesung zu besuchen, was ganz gewiß nicht nur für den Gast, wenn er schon einmal hier ist und das geistige Wien kennen lernen will, lohnend wäre, sondern sicher auch die Erfüllung einer kulturellen Pflicht bedeuten würde, die der Präsident der österreichischen Republik bisher versäumt hat. Aber ich weiß nicht, was ich alles noch täte oder vielmehr unterließe, wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. Vor allem, sämtliche Werke zu schreiben, durch die seit den Zeiten einer jungen Fruchtfülle der deutschen Welt, soweit sie noch nach innen schaut, nur ein kahles Wesen offenbar wird, das mit allen Hilfen des literarischen Großbetriebs und durch den Glücksfall einer entfernten physiognomischen Verwandtschaft zur Goetheähnlichkeit, zur Gottähnlichkeit hinaufgestapelt wird und verdammt ist, bei lebendigem Leib ein Nachleben zu führen, das nicht einmal durch ein beständiges Versagen der Produktion und durch keinen Fehltritt in den Schicksalsmomenten der Nation verpatzt werden kann. Denn diese Sphäre, in der die geistigen Werte so geschickt illusioniert werden, daß nicht nur die Zauberer, sondern auch die Impresarios an sie glauben, ist durch nichts zu enttäuschen und sie verfügt über einen so reichen Vorrat speziell an Erbschleichern um die Weimarer Fürstengruft, daß sie jedem von einer andern Seite aufsitzen kann. Da ist zum Beispiel — *nomina sunt odiosa* und darum nenne ich sie — Franz Werfel, der den Faust geschrieben hat und von dessen Kronionsstirn nebst gewölbtem Aug auch gewiß noch die Pandora zu erwarten ist. Da ist Rilke, von dem gar nicht bezweifelt werden kann, daß er Goethes Italienische Reisen unternehmen könnte, Goethes Leben am Weimarer Hofe mit Anstand und Bedeutung fortsetzen und jeden Goetheschen Briefwechsel mit allen Artigkeiten der Diktion und selbst mit allen Eigentümlichkeiten der Orthographie aus dem Handgelenk führen kann. Da ist Hugo v. Hofmannsthal, der aus dem gleichen Hoheitskreise bereits einen Abstecher zu den Müttern riskiert hat und in dessen Erstling schon »aber der ganze Papa« sich erkennen ließ. Hat der Hermann Bahr, der die Woche hindurch in Kirchen herumliegt, doch jeden Sonntag damit heiligt, daß er Eckermanns Gespräche mit sich selbst führt, hat er mehr von Mütterchen die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren übernommen, so mußte Gerhart Hauptmann, durch die Statur und des Lebens ernstes Führen allen Reportern geradezu auffallen. Was bei ihm jedoch nebst aller Wahlverwandtschaft der Maske als seines Wesens eigenstes Teil die ursprüngliche und untrügliche Verbindung mit Goethe bezeugt, ist die vollkommene Humorlosigkeit, mit der der Schöpfer der Jungfern von Bischofsberg so reich begnadet ist wie der Verfasser der Xenien, des »Großkophta«, der »Aufgeregten« und der Satire »Götter, Helden und Wieland«. Was ihn dagegen von Goethe unterscheidet, ist die Fähigkeit, einen Rout bei Hugo Heller zu erleben. Dieser ganz ungoetheische Zug an Gerhart Hauptmann ist jetzt in offener Weisezutagegetreten. Er schien dem Unternehmen, ihm das geistige Wien vorzuführen, nicht den geringsten Brechreiz abzugewinnen und seine beneidenswerte Konstitution hat alle Prüfungen, die ihr auferlegt wurden, vorzüglich überstanden. Ich bin zwar gewiß nicht kompetent, die einschlägigen Verhältnisse zu beurteilen. Denn wenn ich um keinen Preis, selbst um den Grillparzerpreis nicht, sämtliche Werke Gerhart Hauptmanns seit dem Hannele und der Pippa geschrieben haben wollte, so kann man mir einwenden, daß

mir die Trauben vom Bischofsberg zu sauer sind, womit man allerdings recht hätte, und wenn ich den Huldigungen des geistigen Wien aus dem Wege gehe, so kann man mir mit noch mehr Recht einwenden, daß sie mir ohnedies erspart bleiben. Wenn ich es aber vollends ablehnen würde, Ehrengast der Wiener Universität zu sein, so kann man mir mit dem größten Recht einwenden, daß ich mein Lebtag nicht für so etwas in Betracht käme und nach dem Tod dagegen wehrlos wäre. Aber trotzdem muß ich sagen, daß ich, wenn ich Gerhart Hauptmann wäre und die Würde einer längst ausgelebten Beziehung zur Wortkunst in meiner Seele und in meinem Bewußtsein trüge, mich doch für Manns genug hielte, um mich nicht an den dürren Brüsten der alma mater Viennensis aufzuhalten. Denn hätte ich einst das wunderbare Gedicht der drei Engel geschrieben und wäre mir nach zwanzig Jahren die Katastrophe zugestoßen, das scheußliche Kriegsgedicht von den drei Räufern zu schreiben, worin ich »Gott, Kaiser und deutsches Heer« für die Erledigung der Sache sorgen lasse, und empfände ich dann nach sieben magern Jahren geistigen Ertrags das Bedürfnis, von Menschheitsverbrüderung zu reden — ich täts weiß Gott nicht vor den Kapazitäten der deutschen Professorenschaft. Nein, ich ließe mich nicht von deutschtümelnden Rektoren, Prorektoren, Dekanen und Prodekanen und wie diese Kostümfiguren einer blutigen Operette betitelt sein mögen, an einen Rednerpult geleiten, während der Oberpedell mit dem Zepter der Universität voranschreitet. Und wenn ichs getan hätte und ich hätte das Glück, unter den Anwesenden den Präsidenten der Bodenkreditanstalt Dr. Sieghart nebst andern Künstlern und Vertretern des geistigen Wien zu bemerken und diesen Herrschaften zur Läuterung zuzureden, jede »Phase der Verinnerlichung« mit der dazugehörigen Phrase zu befürworten und zur Weltkatastrophe den Satz zu sprechen, den im Innersten erlebten Satz, daß »nur eine notwendige und wohltätige Verflachung uns ermöglicht, davon zu reden, ohne dabei zugrunde zu gehen« — wenn ich es schon gesagt hätte, so hätte ich doch vor meinen Gastfreunden von der Wiener Universität nicht die Worte gesprochen, deutsch sei einer »nicht dadurch, daß er die Worte national und deutsch immerwährend im Munde führt«. Wäre mirs aber passiert und hätte ich es dazu beklagt, daß im Jahre 1914 der Deutsche »gezwungen, gebunden und automatisch handeln mußte« und »sein Idealismus nicht höher gewertet wurde als eine durch den Generalstab ausgenützte Äußerlichkeit«, und hätte ich von den »fünf Jahren« gesprochen, »in denen der Wagen von Jaggernaut zermalmend über die europäische Menschheit gegangen ist«, so hätte ich mich dann doch vorsichtig umgesehen, ob ich nicht vor dessen Antreibern spreche. Und wenn ich die Unbelehrbarkeit jener beklagt hätte, »die Kopf und Herz der Völker, Kopf und Herz der Menschheit repräsentieren sollten und von denen man sagen müßte, daß sie beides in Wahrheit repräsentieren«, so hätte ich mich fragen müssen, ob sich da nicht etliche von den 93 Intellektuellen, die seinerzeit gegen Kopf und Herz der Menschheit protestiert hatten, getroffen fühlen könnten. Und wenn ich mich gar zu dem Bekenntnis aufgerafft hätte, daß wir »doch nicht in der Kanone, in Krieg und Kriegsgeschrei einen besonders wertvollen Teil des deutschen Wesens erblicken« — da wäre ich mir endlich des genius loci, an dem ich stand, bewußt geworden, hätte Rechtsumkehrt gemacht und die Magnifizienz gefragt, ob sie vielleicht identisch oder wahlverwandt mit jener Magnifizienz sei, die während des Weltkriegs im Hauptquartier erschienen ist, um dem Erzherzog Friedrich das Ehrendoktorat für Philosophie zu verleihen, und wenn sich die Magnifizienz angeschickt hätte, um jeden Einwand zu beschwichtigen, mir kurzer Hand das große Ehrenzeichen ihrer Universität um den Hals zu hängen, so hätte ich es der Magnifizienz vor die Füße geworfen und den Oberpedell durch ein ange-

messen es Trinkgeld für seine Bemühungen entschädigt. Denn wenn ich mich schon mit diesen in Hauptquartieren noch zugkräftigen Schlaraffen—Kinkerlitzchen eingelassen hätte, ich hätte mich — wenn ich Gerhart Hauptmann wäre — mit der Ehre des Geistes zwischen den Produktionen der deutsch—österreichischen Kultur durchgeschlagen, so das Erbe jenes Goethe während, der zu den Müttern, aber nie zur alma mater Wiens herabgestiegen wäre, von welcher berichtet wird, daß sie sich bei ihren Veranstaltungen durch die bewährte Organisationstüchtigkeit des Konzertdirektors Heller unterstützen lasse. Was ich aber ganz gewiß nicht, wenn ich nicht Goethe, sondern nur Gerhart Hauptmann wäre, getan hätte, das ist, daß ich meine Hoffnung auf die deutsche Wiedergeburt mit der inbrünstigen Bitte: »Werde wesentlich!« der Neuen Freien Presse übergeben hätte, sondern ich hätte mich vielmehr selbst übergeben, ehe ichs tat. Nicht weil sie mich Gerhart Hauptmann abwechselnd als eine Lichtgestalt verklären und von ihrem Berliner Schwarzalben besudeln läßt, sondern weil ich mir die deutsch—österreichische Kultur, die sich am Geburtstag der Republik präsentiert und an deren Vorderfront meine Rede prangen soll, auch von der Rückseite besehen hätte. Denn da zeigt sie erst ihr wahres, verinnerlichtes, ihr wesentliches Gesicht, da zeigt sie den ganzen »Schatz«, den Gerhart Hauptmann im Besitz dieser von ihm noch nicht aufgegebenen Epoche weiß, »die Perle« unseres innersten, unzerstörbaren, durch keinen Weltbrand zu versehrenden Wesens, die er uns zuspricht. Und da drückt sich dieses Wesen wie folgt aus:

**Keine konventionelle
Lüge. Ich suche für meine
Nichte einen Mann von 45
bis 55 Jahren, gesund, guter
Charakter. Sie ist ein schönes
Mädchen in reiferen Jahren,
mit eigenem Heim, Aus-
stattung, Vermögen; in der
Hausführung selten tüchtig,
bescheiden und von sanftem,
hingebungsvollem Wesen. Ant-
worten erbeten unter Chiffre
„Selten betamt“.**

So wesentlich sind wir, wenn ein deutscher Wahrheitssucher uns besuchen kommt. Nein, die deutsch—österreichische Kultur wird nicht ausschließlich von den deutschnationalen Professoren verkörpert. Ich hätte es gelesen — wenn ich Gerhart Hauptmann wär'!

Wenn jemand eine Reise tut

Weltliteratur bei Heller, Pandora—Bücher bei Heller, die schönen Insel—Bücher bei Heller, Künstlerische Bilderbücher bei Heller, Dichterische Jugendbücher bei Heller, Libri librorum bei Heller oder wenn man will auch Bibliotheca mundi bei Heller: also bei diesem Sandwichman seiner selbst, in seiner Privatwohnung, einen »Rout« mitzumachen, umlagert von vierhundert Vertretern des geistigen Wien unter Führung des Hans Müller, aber vielleicht ohne Sandwiches — nun weiß Gerhart Hauptmann, was der Ruhm ist und was für

Verpflichtungen er auferlegt. Er hatte soeben aus seinem »Eulenspiegel« vorgelesen und die Neue Freie Presse erzählt, »Till hat eine Schaubude aufgerichtet und verspricht einem verehrlichen Publikum den Anblick eines Monstrums von noch nie dagewesener Scheußlichkeit. Im Innern der Bude befindet sich aber nur — *o des bitteren Schalksnarren* — ein Spiegel«. Ich weiß nicht, ob der Satz von Müllern ist, doch ich nehme an, daß bei Heller, wie alles, auch ein Spiegel vorhanden ist, in dem sich, hei, das geistige Wien zwar erkannt, aber nicht getroffen gefühlt hat. Der Dichter, keines Überfalls gewärtig, stand mit verzagenden Blicken; gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge — denn sie hatten ihn — soll er ein Bild des Jammers geboten haben, nu juju nu neenee do tutt schunn nischt helfa, aber vollends hoffnungslos ward es, als er in einen Gothestuhl gedrückt wurde und sich nun die Paladine um ihn zu scharen begannen; man sagt, er wollte sterben. Dann, als ihn der Gouverneur Spitzmüller antrat (warum, wozu, weshalb), da wußte er nicht, wie ihm geschah, und auch der Direktor der Creditanstalt Hammerschlag traf ihn schwer. Es war wie mit dem Todesengel im »Hannele«. Muß es denn sein? Es muß sein. Muß jeder durch den Eingang? Jeder. Aber das kommt davon; wer sich seinen Ruhm als Privatperson präsentieren läßt, akademische Ulke und die Weltliteratur bei Heller mitmacht, soll sich über nichts beklagen. Er flüchtete nach Prag. Aber da kam er von der Traufe in den Regen, und ist von Schlinge zu Schlinge getreten, daß er sich gar ni meh hat helfa kenna. Ach, in Prag! Wie sagt doch Moritz Jäger? Heiliges Kanonrohr Kreuzdunnerschlag Herrdummeinegutte — Da gings erst zu! Natürlich begann es wieder als Kostümstück, die deutsche Universität rückte mit dem Ehrendoktorat heraus, »unter dem üblichen akademischen Gepränge«, das heißt unter jenem, bei dem man Üblichkeiten bekommt, schon an und für sich und besonders wenn man sich vorstellt, daß ein schlichter Dichter aus dem Riesengebirge solchen Firlefanz über sich ergehen läßt. Die Studentenschaft natürlich in voller Wuchs — denn das gibts auch in dieser Zeit der nackten Not —, die Professores vermummt und gar nicht wiederzuerkennen, »unter Vorantritt sämtlicher Pedelle« — keiner war ausgesprungen — und präzise 11 Uhr betrat Gerhart Hauptmann die große Aula. Gleich wird ein Männchen ¹ vortreten und man darf gespannt sein, wie es begründen wird, warum zur Abwechslung einmal ein Dichter Ehrendoktor der Philosophie wird, da doch sonst nur Heerführern ein solcher Rang gebührt hat. Und siehe da, der Dekan — der noch dazu Kraus heißt — ergreift das Wort und spricht es aus:

Gerhart Hauptmann ist ein *geistiger Heerführer* des deutschen Volkes; durch ihn gewann und gewinnt Deutschland seine herrlichsten Siege.

Die Entschuldigung — es handelt sich also jedenfalls um einen Heerführer — war vorgebracht, die Abweichung von einem jahrelangen Usus war nur eine scheinbare. Ob freilich die Siege, die Deutschland mit den »Jungfern von Bischofsberg« und dem »Peter Brauer« gewann, dauerhafter sein werden als die Ludendorffischen, bleibt eine offene Frage. Aber selbst sie sind — ungeschaut — hundert Ehrendoktorate wert, wenn es doch besser ist, vor Langeweile zu sterben, als dafür, daß ein Massenmörder von der Fakultät gefeiert wird. Was ist aber Gerhart Hauptmann nach Ansicht des Professor Dr. Kraus ferner, um sich das seine zu verdienen?

Er ist, was wir alle sind und sein wollen, Doktor und Professor, ein Lehrer und Bekenner, ein Lehrer der Menschlichkeit, ein Bekenner der Menschlichkeit, der Nächstenliebe, der Gottesliebe, der Weisheitsliebe, ein Philosoph.

1 Justizminister Heiko Maas konnte es nicht sein, richtig geraten, ein gewisser Kraus

Nun, ich wollte kein Doktor und Professor sein, wenn einem solchen solche Gedanken einfallen, ich wollte mich unter diesen Umständen auch nicht der Philosophie ergeben, ja ich glaube sogar, daß kein Hund so länger leben möchte. Der Rektor sprach: »Man nennt uns Deutsche gern das Volk der Denker und Dichter«. Gern nicht, und es ist, wie auch dieser Fall wieder zeigt, übertrieben, und was speziell die Dichter betrifft, so steht es just auch nicht zum besten mit ihnen, wenn sie sich von den Denkern anstrudeln lassen. Und nun kam erst der Promotor, der Professor Dr. August Sauer, der bekannte Literaturhistoriker. Ich weiß nicht, ob ein Prorektor mehr wert ist als ein Rektor; daß aber ein Motor nützlicher ist als ein Promotor, das weiß ich. Diesen Literaturhistorikern, die »den Anfang des dichterischen Daseins Gerhart Hauptmanns noch miterlebt und ihn einen Kotpoeten genannt haben, »rollt sich jetzt die Linie seiner Entwicklung in überraschender Klarheit auf«. Da gibt es, insofern eine Linie klar sein kann und rollen, also einen romantischen Erstling, von dem man als Dichter zu den bürgerlichen Gesellschaftsdramen übergeht wie sichs gehört, hierauf macht man seine Lehr—und Wanderjahre durch, bleibt aber dabei stets von hohem sittlichen Ernst erfüllt. Feinhörig und feinfühlig, empfängt man hierauf — noch vor dem Ehrendoktorat — das scharfe Werkzeug der realistischen Sprache, man bringt »den heimatlichen Dialekt, meisterlich gehandhabt« auf die Bühne und wird dann »von dem erwachenden demokratischen, ja vom revolutionären Gedanken *berührt*«. Sodann wird man aber von den Berggeistern der schlesischen Heimat hinausgehoben und aus schlichter Handlung wird: »ergreifende *Symbolitik*«. Die Neue Freie Presse hat, da ihr dieses Wort telephonierte wurde, es auch stahn lassen. An einem Prager Korrespondentenwort soll man nicht drehn noch deuteln, man kann nicht wissen, vielleicht gibts das wirklich, vielleicht ist es nicht symbolisch gemeint, durchs Telephon kommen ja die Begriffe immer noch jüdischer heraus als sie ohnedies schon sind. Der Literaturhistoriker weiß aber zur Begründung des Ehrendoktorats ein weiteres Moment anzuführen: »Märchengestalten wandelten durch das Schauspiel und der Christusgedanke schwebte über den Wassern«. Er sagt zwar nicht, warum gerade über den Wassern, aber das dürfte eben die Sympolitik sein.

Weiter und breiter wurde Ihr Feld. *Mit dem Lächeln Shakespeares* brachten Sie menschliche Wahrheiten und Schwächen und formten Sie zu bunten Bühnengestalten.

Da aber Gerhart Hauptmann außerdem in die Rüstkammer der deutschen Vergangenheit hinabstieg und sich sein Bild zum vollsten Ausdruck deutschen Wesens fügte, so ist alles plausibel. Man versteht auch, wie es möglich ist, daß solche Sätze gesprochen werden können und daß ein Dichter, ohne zu weinen, beschämt zu Boden oder verzweifelt zur Decke zu blicken, mit der großen Zehe Takt zu schlagen (das hat er vielleicht getan), bis tausend zu zählen oder einen Nesselanschlag zu bekommen, sie anhört. Man versteht sogar, daß so etwas geschrieben oder telegraphiert werden kann. Eins jedoch ist unerfindlich: wie es telephonierte werden kann! Daß die Nötigung, solche Dinge in eine Muschel hineinzusagen und wieder durch eine solche zu empfangen, den Journalismus nicht kaputt gemacht hat, beweist wohl, daß er unsterblich ist. Was aber tat Gerhart Hauptmann, nachdem er sich von einem Literaturhistoriker ein Bild seiner Entwicklung hatte entwerfen lassen? Er sagte, er nehme die hohe Ehre nicht selbstbewußt als Tribut entgegen, sondern er beuge sich ihr.

Ich habe mich also mit tiefem Respekt vor Ihnen zu beugen, Magnifizenz, und vor dieser Korona berühmter Forscher und Lehrer und werde mich innig freuen über den Beschluß, der mir eine so

hohe Achtung entgegenbringt. Ich brauche kaum zu sagen, was mein Bewußtsein damit für eine weitere Stütze gewinnt und was für einen neuen Besitz.

Das hätte nicht einmal Goethe, der doch gewiß ein höflicher und kurialer Mann war, getan und gesagt, ohne zu wissen, ob die Prager Professoren wirklich so berühmte Forscher und Lehrer seien. Wohl aber hätte er den anschließenden Satz gesagt:

Unter günstigem Stern müssen mir beide, wie ich mit froher Gewißheit fühle, zu kraftvollem Weiterwirken in meiner ideellen Aufgabe ausschlagen.

Nun, wir wollen hoffen, daß die weitere Produktion Gerhart Hauptmanns nicht ausschließlich auf das anregende Bewußtsein, Ehrendoktor der Prager Universität zu sein, angewiesen sein wird. Hierauf aber, nachdem er sich noch zur letzten Beglaubigung deutschen Wesens auf den Grafen Eberhard von Württemberg und die hohe Schule zu Tübingen berufen hatte, wurde das »Gaudeamus« abgesungen und die deutschnationalen sowie deutschfreiheitlichen Studentenschaftsverbindungen, die in voller Wuchs gekommen waren, entfernten sich in derselben. Gleich danach stand zu lesen, daß sich die Schauspieler des Deutschen Volkstheaters geweigert haben, in einem nachgelassenen Stück Frank Wedekinds mitzuwirken, da es »in einem öffentlichen Hause spielt«; wie die Neue Freie Presse, die doch selbst eine Redaktion ist, verschämt andeutet. Da wäre ich als Schauspieler ganz anders. Ich würde mich eher weigern, bei einem Theaterstück mitzuwirken, das auf der Universität spielt und wo eine Szene vorkommt in der ein Ehrendoktorat verliehen wird — mit der Szene, wo sich das im Hauptquartier abspielt und ich die dankbare Rolle des Erzherzogs Friedrich bekomme, würde ich natürlich eine Ausnahme machen —, vollends aber täte ich nicht mit, wenn es in einer Redaktion spielte, wo über den Akt berichtet wird. Dagegen lese ich so etwas leidenschaftlich gern, und so freute ich mich schon auf die Prager Blätter, um die Grenzen dessen, was auf diesem Gebiet möglich ist, ermessen zu können. Nach dem akademischen Ernst, der mehr freimaurerischen Charakter trug, kam erst die Exkneipe, in der der schlaraffische Humor in seine Rechte trat. Da und dort waren festlich geschmückte Estraden aufgerichtet, die der Dichter, begleitet von seiner Gemahlin, besteigen mußte. Natürlich war ein überaus zahlreiches Publikum vorhanden, es gab Abordnungen, es gab »das ganze intellektuelle Prag« — und das gibt aus —, die Urania, die Schlaraffia, zahllose »sowie«, und das alles unter den Klängen des von Kapellmeister Baumgartner dirigierten Orchesters, wobei der arme Gerhart Hauptmann, zum Glück immer von seiner Gemahlin begleitet, durchhalten mußte. Doch ist er seit den Tagen seines Festspiels, das ihm die Herzen aller Männergesangsvereine gewann, etwas abgehärtet und scheint solche Mullatschaks des deutschen Freisinns ganz gut mitzumachen. Der Professor Rzach legte hierauf in sehr feiner Weise die Beziehungen dar, die ihn, Hauptmann, mit der Antike verknüpfen, und so spürt mans weniger. Nun aber erreichte das fröhliche Treiben seinen Höhepunkt. Der Professor Kafka würdigte nämlich in vortrefflich pointierter Rede Hauptmann als Bekenner. Dies tat er, indem er sagte, man habe früher »wohl nicht mit Recht«, den preußischen Leutnant als Typus des Deutschen hingestellt, »nicht dieser, sondern *der deutsche Hauptmann* sei der wahre Vertreter des Deutschtums«. Man kann sich die schallende Heiterkeit vorstellen, die diese Anspielung entfesselte, nur im Druck schießt die Pointe leider so heraus, daß eben der Leutnant avanciert ist und nach wie vor der Offizier der wahre Vertreter des Deutschtums, was ja wohl seine Richtigkeit haben dürfte. Nachdem aber Teweles in reizvollen Versen dem Schaffen sowie der

Gemahlin Hauptmanns gehuldigt hatte, verstand es sich von selbst, daß Salus auch nicht faul sein wollte und seine Begrüßung in die Form eines sinnvollen Gedichtes kleidete. Es gab Ovationen, es gab Sudetendeutsche und zum Schluß sprachen noch die Vertreter jener Lese— und Redehalle deutscher Studenten beim Dichter vor, die ihn schon seinerzeit so warm begrüßt hatten, wiewohl eigentlich gerade sie Grund hätten, von ihm enttäuscht zu sein. Hat-ten sie ihn doch damals als den »zurückgezogensten Dichturfürsten« ange-sprochen, und nun konnten sie sehen, wie er sich zwischen Wien und Prag durch die wildesten Rummel, wengleich immer von seiner Gemahlin beglei-tet, in alle Aulas, auf alle Podien und Estraden schleppen ließ, wie er »jeden offiziellen Empfang sich verbittend«, jeden inoffiziellen sich umso lieber gefal-len ließ und wie er, in allen Brackwassern der Banalität den Glanz seines Na-mens spiegelnd, die Zeremonien und Vivats einer Berühmtheit entgegen-nahm, in der sich, mehr als der Wert der Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, sich an sie anzudrängen und dabei zu sein, ausdrückt. Und das wäre, weiß Gott, viel weniger tadelnswert als daß er selber dabei ist. Aber er hat schließlich doch einmal Hannele Matterns Himmelfahrt geträumt und von da muß von der Vorstellung einer höheren Seligkeit so viel in ihm geblie-ben sein, daß er nur mit tiefem Widerwillen an seinen Ehrungen teilgenom-men hat und mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu tun, solange es ihm ge-währt und gegeben ist, sie durch geistige Taten zu verdienen.

Er

Als mir das Epigramm, das Goethes Hoheit mit Goethes Hoheiten verknüpft, einfiel — es war nach der Lektüre von Goethes Gelegenheitsgedichten und unter dem Eindruck einer Beschreibung jener erschütternden Szene auf der Kurpromenade, da er den ehrfürchtig stammelnden Beethoven stehen ließ, um eine Durchlaucht einzuholen —, da fiel mir auch ein, daß ich einmal von Goethes Hoheit den Männerstolz eines Rabbiners abgewehrt habe, der ihn in der Neuen freien Presse wegen seiner dienernden Haltung gegenüber einem Fürsten getadelt hatte. Ich fühlte zugleich mit dem Keim zu jenem Epi-gramm sehr lebhaft den zu einem meiner bekannten Widersprüche, die auf dem Mistbeet meiner Gesinnungskontrollore wachsen, und beschloß, einmal Prävenire zu spielen, denn von den zwei Zeilen, die auf dem Papier waren:

Beethoven ließ er gnädig stehn
und drehte sich devot zu einem Fürsten

ließ ich nicht, ich wußte, daß sie besser seien als alles, was jene dagegen ein-wenden könnten, und suchte nun stundenlang in alten Fackelbänden, um jene Glosse zu finden und sie als einen der flagrantesten Widersprüche in dem gleichen Hefte der Fackel abzudrucken, in welchem das Epigramm stehen würde. Das wäre mir umsomehr zu Passe gekommen, als ich ja in diesem Heft auch über meine Doppelhaltung gegenüber einem Schopenhauer—Zitat, die einem Leser mit besserem Gedächtnis nicht entgangen war, Rechenschaft ab-zulegen hatte. Aber wie das so geht, ich fand und fand halt die Glosse nicht. Ich fragte einen Kenner der Fackel, aber der wußte auch nicht Bescheid. Ach was, dachte ich, es über die Achsel hinwegblasend, das heb' ich mir auf, das kann ja auch ein nächstes Mal besorgt werden, ich such's später und wenn ichs nicht finde, so findet sich sicher ein Trottel, der das Epigramm gelesen haben und mir infolgedessen sagen wird, in welchem Heft die Glosse erschie-

nen ist. Und nun begann mir die Idee zu gefallen, das Epigramm gleichsam als Köder auszuwerfen und auf den Fisch zu warten, der anbeißen werde. Ich wußte ganz genau: der erste Brief, der nach dem Erscheinen des Heftes in meinen Briefkasten fällt — denn ich beschäftige Aufpasser, die sich gleich an meine Privatadresse wenden, wenn sie was gefunden haben —, der erste Brief wird Zitate aus jener Glosse enthalten, mit genauer Angabe des Datums, der Nummer und der Seitenzahl und mit allem was ich brauche, und er wird keineswegs abgehalten sein von der Darlegung zum Fall Schopenhauer und Monarchie, denn der Absender wird natürlich derselbe sein wie jener, der nun Gelegenheit hat, durch einen neuen Beweis seiner Dummheit mein System der Widersprüche als lückenlos darzutun. Das Heft war aber am 18. November erschienen und da bis zum 21. nichts geschehen war, fürchtete ich, er sei krank, ohne freilich die Möglichkeit zu haben, mich nach seinem Befinden zu erkundigen, weil er ja in Zeiten, wo er gesund war, es unterlassen hatte, mir seinen Namen und seine Adresse bekanntzugeben. Vielleicht arbeitet er noch und muß selbst noch suchen und ich könnte ihm auch nicht helfen, wenn er mir erreichbar wäre, da ich mich doch im Gegenteil auf seine Hilfe verlassen habe. Was tun? Aber schließlich, man muß nicht die Geduld verlieren, sagte ich mir, zum Glück waren überhaupt keine Briefe seit dem 18. gekommen, so daß also meine Hoffnung, seiner werde der erste sein, noch nicht zuschanden geworden war. Als am 22. mein lange vernachlässigter Briefkasten einen Ton der Befriedigung von sich gab, wußte ich, daß ich in der nächsten Minute wissen würde, wann jene Glosse erschienen ist. Also in Nr. 395—397, auf S. 7. Und gleich mit einem Zitat begann er meinem Gedächtnis auszuhelfen:

»Der Unterschied zwischen Goethe und Grünfeld ist eben der, daß Goethe im Verkehr mit Fürsten respektvoll blieb, während Grünfeld im Verkehr mit Goethe zu Rufzeichen und Gänsefüßchen greift. Der Dichter des Faust gibt das Vorrecht der Geburt zu, während ein Rabbiner in Brünn dem Vorrecht des Genies, sich anständig zu benehmen, seinen Männerstolz entgegengesetzt. Es wird hiermit bekanntgegeben, daß der letzte, der gegen Goethe Gesinnung haben durfte, Börne geheißen hat. Zuzug fernzuhalten!«

Hatte ich nun beide Teile in der Hand, so fehlte mir leider insofern das geistige Band, als hier der Widerspruch noch nicht plastisch genug herauskam. Denn der Anerkennung höflicher Formen habe ich in dem Epigramm nicht ausdrücklich abgesagt und die Unberufenheit der Rabbiner, Goethe unberufen das vorzuwerfen, was ich ihm vorwerfe, hauptsächlich weil sie daraus kein Epigramm machen könnten, würde ich noch heute behaupten, ganz wie etwa die Unzuständigkeit des Otto Ernst gegenüber Nietzsche, und noch heute etwas dawider haben, daß ein freisinniger Mann mit höhnischen Rufzeichen und Gänsefüßchen Goethe zu nahe kommt. Hingegen habe ich schon damals die grundsätzliche Möglichkeit jenes Einwands gegen Goethe unbestritten gelassen und sie nur von der Persönlichkeit dessen abhängig gemacht, der ihn wagt, und wenn ich ihn eben noch Börne konzidiert habe, so wollte ich damit keineswegs gesagt haben, daß ich mir selbst nicht das Recht zugestände, mich diesem anzureihen und noch immer den Zuzug fernzuhalten. Übrigens jedem, nur nicht den Grünfelds und selbst wenn ihnen das gleiche Epigramm gelänge, das dann eben doch nicht das gleiche wäre. Aber das muß ja ein Trottel nicht verstehen. Wenn er jedoch glaubt, daß ich heute das gleiche tue wie das, was ich damals dem Rabbiner verwehrt habe, so würde das »Man schweige!«, mit dem die Glosse an Grünfelds Worte anschließt, jetzt unzweifelhaft dem Trottel gelten. Natürlich verstände er auch nicht, wie ich mein Recht auf den Widerspruch selbst dann behaupten könnte, wenn es ihm wirk-

lich gelungen wäre, diesen so herauszuarbeiten, wie ihn ein Blick auf die Glosse wohl ermöglicht. Ich will ihm da gern entgegenkommen. Dort ist die Vermutung, daß Goethe »offenbar ein Ordensstreber war«, ironisch dargestellt; hier heißt es positiv, daß er »nach oben und nach oben ein immer strebender Vollender war«. Dort wird die Entschuldigung, die die Neue Freie Presse für Goethe gegen Grünfeld hat, daß er nicht, wie dieser glaubt, dem Kaiser Franz sich so devot empfehlen lasse, sondern Metternich, dem er in einer autorrechtlichen Sache zu Dank verpflichtet sein mußte, schlechthin abgewiesen und Goethe, gegen wen immer er devot gewesen sei, in Schutz genommen gegen den Rabbiner, der es ihm verübelt; hier erscheint Goethes Devotion, gegen welchen Fürsten immer, dem Tadel preisgegeben. Und dem Widerspruch in der Auffassung des Fürstendieners war der in der Auffassung des Fürsten vorangegangen, da ich ja inzwischen gerade die Persönlichkeit des Kaisers Franz, die mir dazumal noch unbekannt gewesen war, als die eines Spielbergprofosen gekennzeichnet habe. Trotzdem — und das ist es eben, was ein Trottel nicht verstehen kann — hätte ich die Glosse nicht nur, um ihm den Widerspruch abzufangen, in jenes Heft gesetzt, in dem das Epigramm steht, sondern ich würde sie so wenig verleugnen, daß ich sie auch in das längst geplante Glossenwerk, wo sie doch kommentarlos zu stehen hätte, aufnehmen würde. In so manchen alten Aufsätzen muß ich für die Buchausgabe Änderungen vornehmen, und es wird sicher dem geübten Blick der Aufsicht nicht entgehen, daß ich — von dem stilistischen Wachstum abgesehen — da und dort einen Satz, den ich wirklich unter so völlig veränderten Zeitumständen nicht belassen könnte, ohne der unversehrten Richtung des Aufsatzes Abbruch zu tun, eliminieren oder auch gewisse Termini, die heute einen ausschließlich politischen Sinn haben, um ihnen die kultursatirische Tendenz zu bewahren, abändern mußte (wie etwa »Demokratie« in »Freisinn«). An dieser Glosse fände ich nichts zu redigieren. Das satirische Moment hat sich erhalten, und die Erlaubnis, einer Erscheinung heute von dieser, vor acht Jahren von jener Seite meinungsmäßig näher zu kommen, kann von den Lesern nicht erbeten werden. Ich würde die Glosse heute anders schreiben, denn der Mangel, der ihr nun anhaftet, ist eine Bildungslücke von damals; und ich würde von den Geistern, die vor Goethe zu schweigen haben, deutlicher jene absondern, die über ihn sprechen dürfen. Der freisinnige Mann, der Goethe den Servilismus im Verkehr mit Hofkreisen verübelt, wiewohl es doch klar ist, daß man auch den Bürger nicht immer für wohlgeboren hält, den man so anredet, hat so wenig wie ich gewußt, daß der Schöpfer des Faust nicht nur sein privates Menschentum, sondern auch seine Kunst in den Dienst der Fürsten gestellt hat. Wäre bloß seine Verbeugung vor einer Durchlaucht auf der Kurpromenade überliefert und nicht, daß derselbe Rücken derselben Gottgestalt zugleich einem Beethoven abgewendet war, und hätte sich der Schauer dieses Tableau vivant nicht mit dem schmerzhaften Eindruck Goethescher Gelegenheitsgedichte, die ich noch nicht gekannt hatte, verknüpft, so wäre das Epigramm »Er« nicht entstanden. Wissend, daß die unerforschlichen Wege des Genius auch in dürres Land führen und eine Umfassung von Weltinteressen wie bei Goethe zwar in ihrer Möglichkeit ein Geniezeichen, aber in ihren Ergebnissen eine Bereicherung um Minusse bedeutet, werde ich sogar bereit sein, Goethe nicht nur gegen Grünfeld, sondern auch gegen Börne zu schützen, der um der Kleinheit willen die Größe negiert und von Goethe, der nicht immer ein Dichter war, behauptet, er sei »kein Dichter« gewesen, aber ein »gereimter Knecht«. Nicht anders als ich gegen Goethe Jean Paul schützen würde, den er in einem betrüblich leeren Augenblick einen Philister genannt hat. Denselben Jean Paul, den ich als eine der verehrungswürdigsten Gestal-

ten der deutschen Welt empfinde und an dem ich mich doch mit dem Widerspruch versündige, daß ich die meisten seiner Sätze für so abgründig miserabel halte wie die übrigen für erhaben.

Mein Trottel tadelt es, daß ich mich »mit dem Männerstolz behaglich blinzeln auf eine Pointe gegen Goethe einige«, um »in der Haltung eines nicht Verstehenden, aber Verzeihenden herablassend zu lächeln«, und nennt dies eine »Unverschämtheit«. Nun, mein Geheimnis liegt in meinen Papieren, aber ich muß nicht warten, bis meine Erben es aufbrechen; denn mir ist nicht nur die Entlarvung vieler Briefschreiber, die mit vollem Namen für ihre Dummheit eintraten, schon gelungen, sondern auch die Entdeckung mancher anonymen, und wenn sie auch so vorsichtig waren, sich einer fremden Handschrift für ihre Gemeinheit zu bedienen. Mein Gedächtnis für das, was einer einmal geschrieben hat, ist sogar noch besser als das seinige für das, was ich einmal geschrieben habe, und man wird zugeben, daß es schwerer ist, die Identität zweier Briefschreiber mit verschiedener Handschrift nachzuweisen als den Widerspruch eines und desselben Autors, dessen Bekenntnisse gedruckt vorliegen. Die Sorte ist frecher geworden, seit ich gegen die Taktlosigkeit jener auftrete, welche die Annäherung ihrer Persönlichkeit, die ihnen körperlich nie gelingen würde, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege versuchen und sich einen interessanten Meinungs-austausch von dem Entschluß versprechen, mir ihren Namen und ihre Adresse mitzuteilen. Weil ich diesen Usus als einen der dreistesten Übergriffe des gesellschaftlichen Lebens bewerte, dessen Normen doch auch jenen schützen, der sich aus ihm entfernt, und weil ich für meine Nerven den anonymen Angriff, der diesen Normen entsagt, sie aber nicht durchbricht, der persönlichen Behelligung vorziehe, so scheinen seine Verüber zu glauben, daß ich sie nicht für die größeren Lumpen halte. Aber jenseits der Ansprüche der Bequemlichkeit kann doch kein Zweifel bestehen, daß einer, der sich der Post bedient, um mir seine persönliche Meinung zu sagen, die er anders nicht anbringen könnte, weniger Takt, jedoch mehr Ehre hat als einer, der mich auf dem Papier mit seiner Physiognomie verschont, um die Entfernung durch Beschimpfung wettzumachen. Gemeinsam ist nur der völlige Mangel eines Gefühls dafür, wie unpraktisch es ist, es gerade mir statt allen andern zu sagen, wobei die anonymen Lumpen sich ja auch wieder des anonymen Druckes bedienen könnten; und müßten, um die Agnoszierung ihrer Brieffäterschaft zu erschweren. Allerdings erlebt man auf diesem Gebiet Beweise eines Wagemutes, wie er eben nur Menschen, die sich mit Literatur befassen, auszeichnet, und es kommt sogar vor, daß Persönlichkeiten die mir unter vollem Namen Liebesbriefe geschrieben haben — und es wird kaum einen Vertreter der heute schreibenden Generation geben, der es nicht getan hätte —, ihre öffentlichen Angriffe in der Hoffnung produzieren, daß es mir nicht gelingen werde, sie zu agnoszieren. Einer, der keine Gegenliebe gefunden hat — und es wird kaum einen Vertreter der heute schreibenden Generation geben, der sie gefunden hätte —, besitzt zum Beispiel die vollendete Frechheit, in der Zeitung einer Stadt, in der ich manchmal vorlese, oder in der andere von mir oder über mich vorlesen, mich zu rezensieren, und läßt keine solche Gelegenheit vorübergehen, ohne seiner Wut die Zügel, die ich sofort in die Hand nehmen und straff anziehen könnte, zu verhängen, immer in der Hoffnung auf ein schlechteres Gedächtnis, das doch nur meine eigenen Widersprüche gewähren läßt. Habe ich nun überhaupt wenig Lust, in einer Lokalität zu sprechen, wo sich etwas breit macht, was mich fürs Morgenblatt beurteilen möchte, so bin ich schon ganz und gar nicht gewillt — als Vorleser habe ich von Raum und Zeit regierte Nerven, als Autor gewähre ich Preßfreiheit —, mich vor etwas hinzustellen, was unter aufnahmewilligen

Menschen mit präpariertem Haß dasitzt und schon vorher weiß, daß es sie am nächsten Tag über ihre und seine eigenen Eindrücke belügen wird. Es bliebe also, wenn das primitivste Anstandsgefühl dem Fremdkörper nicht zur Fernhaltung rät, nichts übrig als tabula rasa, zu machen, der Saalreinheit die Preßfreiheit zu opfern und in dem persönlichen Fall so gründlich die Sache aller dem Vor— und Mißurteil preisgegebenen Produktion zu führen, daß der Nachhall noch längere Zeit der Akustik sämtlicher Vortragssäle des Auslandes zustatten käme. So ohne jedes Zugeständnis menschlicher Schwäche, die sich in Tücke verwandelt, bin ich auf meine Briefschreiber aufmerksam, die mein Archiv in jeder Preis— und Gemütslage aufzuweisen hat. Am reichsten bin ich mit dem Buchstaben W assortiert. Neuanschaffungen prüfe ich ausschließlich nach den Entwicklungsmöglichkeiten, in denen ich eine große Erfahrung habe; die meisten Verehrerbriefe von heute sind bereits in die Kategorie der Schmähbriefe eingereiht. Was solche betrifft, die gleich von Haus aus als Schmähbriefe gedacht sind, so ist die Einteilung oft darum schwer, weil ein und derselbe Brief seinen Anspruch geltend macht, zugleich unter den an mir verübten Lumpereien Aufnahme zu finden und in meinem Museum der Dummheit, dessen Zuwachs freilich bei den heutigen Raumkalamitäten schon ein Problem für sich geworden ist.

Den letzten Trottel kann ich nicht mehr unterbringen, und da er ja doch ein intelligenter Trottel ist, so geb ich ihn unter die Lumpen. Er ist zum Beispiel so witzig, mir zu sagen, daß er mir gar keinen Widerspruch nachweisen, sondern vielmehr die Identität des Autors der Glosse und der Inschrift beglaubigen wolle. Ohne sie wär's zwar kein Widerspruch, aber er meint natürlich, daß beide, jene und diese, mir gleich sehen, und er hat die Erkenntnis, »daß es sich hier um ein Talent handelt, daß in allen Belangen auf einem Niveau gewirkt hat, daß ihm nicht zukommt« (zwei von den drei scharfen ß sind ohne Zweifel nicht der Schärfe der Auffassung, sondern nur dem Diktando zu danken) »und (das) in der Literatur wie in der Politik stets nur das gleiche hatte: Gesinnung! Im speziellen Falle aber noch die Unverschämtheit usw.« Das vom Talent, vom Niveau und zumal von der Gesinnung, die eben jene noch haben, die sie verleugnen, muß ich schon irgendwo gelesen haben, ich weiß nicht in welchem alten Heft der Fackel, und es ist wirklich anständig, daß einer, der sie so gut kennt, mir's einmal zurückgibt. Ich weiß aber, daß ich mich dafür nur revanchieren kann, indem ich ihn größenwahnsinnig mache. Aber warum sollte ich, der die Drucklegung einer anonymen Lumperei für nichts anderes als die vervielfältigte Feigheit eines Privatbriefs erachtet, diese nicht am Ursprung betrachten, wo sie noch ihren reinen Typus und ihre Unbefangenheit bewahrt. Und nicht die Beschimpfung wird ja aufgezeigt, die ein Feigling versteckt verübt, weil er sich die jetzt unerschwingliche Polizeitaxe ersparen will, sondern das Beispiel jener ekelhaften Gewitztheit, die das bißchen Lesen und Schreiben, das sie mir verdankt, gegen mich praktizieren möchte. Sie mögen den Heine und Nietzsche, die es ihnen leichter gemacht hätten, den Vorzug geben, aber der meine ist es zum mindesten, daß, während die Nachahmer jener heute flott ihre Wirkungen ausüben können, ich die meinigen rebellisch gegen mich selbst gemacht und dazu bewaffnet habe, aber freilich mit Waffen, die stumpf sind, gegen mich und mörderisch nur gegen sie. An mir mit einer gereizten und schon im ersten Anstoß wundgeriebenen Intelligenz beteiligt, hat solch ein Schmierer, der sich berufen fühlt, Goethe gegen mich zu schützen, für ihn etwa das Interesse übrig, das jener bekannten Nuance entspricht, die Goethe in seiner Farbenlehre außer Betracht gelassen hat. Denn ein Kerl, der behaupten will, daß ich mich mit dem Männerstolz der Rabbiner behaglich blinzeln auf eine Pointe gegen Goethe einige, und der die Unverschäm-

heit hat, sie mir zu imputieren, indem ich mich zu einer Goetheschen Schwäche mit verzeihendem Lächeln herablassen soll, kann zwar mit unerbittlicher Fixigkeit auf Meinungen reagieren, aber Sprachliches überhaupt nicht auf sich wirken lassen. Von Kommis werde ich den Respekt vor Goethe lernen! In Wahrheit — und es scheint nötig, bei dieser Lektüre den Lesern nachzuhelfen — ist jene »Inscription« der Ausdruck des verehrenden Staunens vor einem, »dessen Haupt himmelan ragte, daß es im Götterkreise wohne«, und des Nichtverzeihens einer beflissenen Anspruchslosigkeit, die in ganz anderen Kreisen ihr Genügen fand. Es ist nun einmal einer der Widersprüche, von denen die Natur in all ihrer Unvollkommenheit, zum Verdruß harmonisch erschaffener Leser auch mir etwas mitgeteilt hat. Aber satirischer als in meiner Inschrift tritt das unsterbliche Mißverhältnis von Goethe geistiger und Goethes gesellschaftlicher Welt in der Inschrift auf jenem Goethe—Stein bei Franzensbad hervor, der nicht etwa der Erinnerung an Goethe gewidmet ist, welcher an eben dieser Stelle geweiht hat, sondern vielmehr der Erinnerung daran, daß sich an eben dieser Stelle eine Hoheit an Goethe erinnert hat. Und *er* hätte es gewiß in Ordnung gefunden, daß seine Erscheinung erst durch dieses Medium sphärenrein wird:

Vor diesem Felsenstücke stand
Die edle Fürstin, tiefbewegt,
Daß Goethe aus dem Hoheitskreise schwand,
Der hier so oft der Ruh gepflegt.

Der Stil seiner Trauerpartie war eben nicht: gestorben oder in ein besseres Jenseits abberufen, sondern: aus dem Hoheitskreise geschwunden. Nicht aus dem seiner Persönlichkeit, den er ja nicht verlassen konnte, sondern aus dem seines Verkehrs. Nun, dem Dichter der Iphigenie, Helena, Pandora entspricht es keineswegs. Ganz und gar aber dem Dichter, der neben hundert courtoisen Unerheblichkeiten, »Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete enthaltend«, »Der Kaiserin Ankunft« besungen hat in einem Gedicht, worin er — ohne Übertreibung — erwartet, daß an dem Tage, an dem es und sie sich begibt, der Karlsbader Sprudel mächtiger hervorspringen werde, worauf er dann in dem Gedicht »Der Kaiserin Becher« diesen dazu beglückwünscht, daß er, »beglückt Gefäß«, sich habe den Lippen, denen Huld und Gunst entquellen, »näher dürfen«. Er ist bemüht, ihn dementsprechend »mit einem Kranz von Worten zu umgeben«, aber er versagt an dieser Aufgabe:

Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.

Dafür gelingt es ihm in dem Gedicht »Der Kaiserin Platz«, divinatorisch zu erraten, was dem ehrwürdigen Fels und den bunten Auen, die zwar immer schon geschmückt und fröhlich sich schauen ließen, doch zu ihrem vollen Glück bisher abgegangen ist. Denn »immer war's, als ob euch *Eines* fehlte«:

Nun *Sie* auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erst, warum ihr euch geschmücket.

Er kann ihnen jetzt nur noch ein Weiteres wünschen: sie möchten Sie bald wiedersehen, »sie sehn mit dem Gemahle«. Aber nun folgt — es muß sein — »Der Kaiserin Abschied« und das entsprechende Gedicht. Auf allen Zügen liegt es bereits »wie der Wolkenschleier, der um Gipfel sich getan«.

Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser sich bemeistert,
Uns erhoben, uns begeistert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken
Langsam scheidend berghinan.

Die Sonne? Nein, die Gemahlin des Kaisers Franz. Wär's jene, so wär's fast ein Gedicht. »Sie zu missen, welch ein Schmerz!« »Tröstet euch!«, ruft der Dichter, »auch sie empfindet«. Und die »Muse« solls euch sagen, »denn die Muse darf es wagen, auch zu blicken *ihr* ins Herz«, und sie, die Muse, ist nicht faul, sondern richtet, als Botenfrau der Kaiserin, getreulich dem zerschmetterten Volke aus, was sie ihm sagen läßt.

Geh, o Muse! sag den Treuen,
Daß ich selbst mit ihnen leide

spricht die Kaiserin. Und der für ihren Dienst doch verantwortliche Dichter treibt die Muse an:

Auf denn, Muse! zu verkünden
Was *die Frau* dir aufgetragen. —
Lasset alle Nebel schwinden!
Laßt die schönste Sonne tagen!

Ihre Majestät — »die Frau« ist durchaus nicht respektlos gemeint — hat nämlich versprochen wiederzukommen. Diese Gedichte begeben sich alle zwischen dem 6. und dem 22. Juni 1810. Aber die Muse in Vertretung der Karlsbader Bürgerschaft wartet bis zum Juli 1812 vergebens, und so erlaubt sie sich denn unter dem Titel »Ihro der Kaiserin von Österreich Majestät« ein schüchternes Bittgesuch :

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns *die Frau*, die Herrliche, verließ;
Und uns das letzte Wort vom *Gnadenmunde*
Die Wiederkehr, die baldige, verhiess,
Wir sollten ja in diesem stillen Tale
Sie wiedersehn, sie sehn *mit dem Gemahle*.

Doch »solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen, *und leider waren wir zu sehr verwöhnt*«. An jedem Morgen haben wir uns erinnert, »wie sie uns einst den schönsten Tag verschönt« und unser häuslich sonst verborgenes Leben »mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt«.

Es war geschehn! Sie war *uns nun entrissen*,
Und wo sie ging, wird man sie stets vermissen.

Das ist nicht etwa eine Nanie. Und doch trauern Mensch und Tier, ja selbst die vegetabilische und mineralische Natur:

Der starre Fels, *er scheint sich noch zu neigen*
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmut lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erhebens forschend, wo vielleicht sie geht?
Und mit den *Büschen*, die ihr Blüten streuen,
Wetteifern all die Herzen ihrer Treuen.

Alles fragt, »nach jeder Richtung«, alles hofft: »sie wird erfüllen, was sie zugesagt«. Aber alles weiß auch, daß sie vorerst Familienpflichten zu erfüllen hat.

Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

»*Es ist geschehn!*« Die Seligkeit läßt sich nicht schildern. Daß sie nach Karlsbad gekommen ist? Nein, noch nicht, sondern daß die Familienzusammenkunft in Prag stattgefunden hat, nein, daß sie stattfinden soll. Auch dies ist Seligkeit dem Untertan und dessen Dichter.

Wer ist es, ders in Worte fassen könnte?

Goethe.

Auf hoher Burg sodann ein festlich Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn:
Denn Böhmens Hauptstadt soll das Glück erlangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Östreichs Frankreichs Kaiserin.

So nah von Karlsbad soll sich das begeben (vorüberrollen): »ein Glück, das dann auf immer sich verliert!« »Nein!« ruft der Dichter. »Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen, sie rufen aus, was sie im Tiefsten rührt«:

Wie unsre Brunnen immer *treu gequollen*,
So unser Herz dem, der das Zepter führt,
Und unser Tun, *wie wir die Gäste pflegen*,
Verdient seinen Blick und seinen Segen.

Also die Karlsbader haben sich schon damals nebst vielem auch das verdient. Und es begibt sich. Gleich sind sie da, um sich zu begeben. Schon »rückt der Zug den Kaiserweg heran«. Die Menge schwillt, das Kurpublikum beginnt sich zu massieren, »zu ihrer Herrscher Blick drängt sie hinan«. Es hat damals noch keine Korrespondenten gegeben, aber ein Goethe meldet es. Franz Joseph ist es nicht erspart geblieben, solch eines Dichters für seine 18. Auguste zu entbehren. Goethe meldet es und erklärt sich sprachlos:

Verstumme Lied! und laßt in vollen Chören
Den Freuderuf entzückten Busens hören!

Und nun noch eine Entzückung an ihn, »Ihro des Kaisers von Österreich Majestät«:

*Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!*

Was ist da zu tun und wenn sich bereits alle Herzen »durch Leberuf befreien, davon der Fels erklingt«? Her mit der Muse!

Nun Muse! *streue gleichauf* die im Schwalle
Bewegte Volksflut, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und *ewiger Betrachtung*.

Überallhin in seinem weiten Reiche blickt des Kaisers Auge. Überall ist's schön — nicht nur am Spielberg bei Brünn, wo Silvio Pellico Strümpfe stopfen darf —, aber am schönsten ist's doch in Karlsbad. Die Leute haben dort alles, was sie sich nur wünschen können, die Geschlechter »blühn und wachsen bis zum spätesten Tage«. Was nützt das aber, wenn —

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut *das höchste fehlt;*
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.

Man kann sich schon denken was gefehlt hat.

Erst heute mögen wir getrost bekennen
Wie solch ein Mangel uns bisher gequält;
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne.
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet
Was lange schon der Wunsch im Stillen war.
Beamte, Bürger, *wechselseits entzündet*,
Beeifern sich im neuen Jubeljahr ...

Der böartige Langkopf mit der Ersatzstirne ist also da und breitet das Schirmdach der Habsburgerlippe über die Getreuen, zu denen der größte Dichter Deutschlands gehört. Viel hat sich in Karlsbad verändert, »damit der Herr sich freue«, »selbst jener wilde Quell« — der Sprudel — »hat nun ein offenes Tor«. Hallen sind errichtet, denn »wo die Brunnen lau und milder wallen, befiehlt der Herr, soll es auch heiter sein«. Aber Franz hat noch ganz andere Wunder gewirkt:

Von seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht.

Und »wie man erst des Sommers Kräfte kennet, wenn sich im Herbst der Trauben Fülle zeigt« und wie überhaupt bei allem was mit Karlsbad zusammenhängt bekanntlich immer erst zu Weihnachten sich die Wirkung einstellt, so wird sich »der Segen, den er uns gereicht«, wirksam zeigen, wenn er, der Franz, »von uns getrennet«, wobei uns freilich wieder das höchste Gut fehlen wird. Aber das ist ja nun so im menschlichen Leben, alles kann man nicht auf einmal haben, und wenn man was von der Entfernung Franzens haben will, so kann man ihn nicht zugleich da haben. Goethe unterläßt es, diesen naheliegenden Gedanken auszusprechen, aber er kann sich — wenns nicht gedruckt stünde, glaubte man es nicht — immerhin nicht enthalten, für den Schluß dieser Dichtung den Schlußreim des Faust zu verwenden:

Und werde so, beim glücklichsten Ereignis,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichnis.

Aber hier tritt wahrlich umso lebendiger die Erkenntnis hervor, daß es sich nur auf das Vergängliche und auf das Unzulängliche bezieht. Und da blickt nun der Dichter noch einmal auf zu den »herrlichsten Gestirnen«, aber er meint die Majestäten, die unser entzückter Blick, »wie er *hinauf* sich wendet«, alle beieinander sehen kann, »vom Verein der Majestät geblendet«. Er widmet es »Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät«, der Tochter — »wir denken noch, wie sie hinweggezogen«: des Rheines edle Wogen »beugten sich«, »die beiden Ufer lächelten vertraut«.

Nicht die submisseste Verehrung für die Majestät Goethes kann davor beschützen, daß sich einem bei dieser Karlsbader Kur der Magen umdreht. »Rein auszusprechen, was wir rein empfinden« — da muß es in der Tat vergebliches Streben bleiben. Und das Erschütternde ist, wie die hohe Sprache, mit dem entzückenden Tiefsinn ihrer Altersformen, dem niedrigen Willen gehorcht und selbst, die Spalierblumen, zu denen sie sich erbiehtet noch im entfernten Abglanz ihrer Herrlichkeit eine Kultur zeigen, die umso schnöder ist, je mehr sie die der Gelegenheit angepaßte Routine adelt. Diese Gedichte sind deshalb so schlecht, weil sie von Goethe sind und nicht von Johann Gabriel Seidl und weil die aufgewandten Ornamente von der eigenen Sprachfülle abgezogen erscheinen. Es ist, als ob alle erhabenen Beziehungen, die sich sonst »ewiger Betrachtung«, dem Anschauen der unendlichen und der natürlichen Dinge gegeben hatten, aller Himmel des Weltalls und der Liebe, nun ihm selbst, dem solches Wunder zu Gebote war, Hülsen geworden wären, den fragwürdigen Bestand der gesellschaftlichen Werte zu umfassen um ihres Verdienstes willen, mit jenen in einer verbalen Gemeinschaft von »Hoheit« verbunden zu sein; und es ist ein Schauspiel ohnegleichen, daß diese Sprache den Hofdienst, in den sie gezwungen wird, nicht versagt. Die Deutschen kennen Goethes Höchstes so wenig wie Goethes Niedrigstes und es soll einem, der sie nicht genug beschwören kann, sich zu erheben, indem sie vor der Wunderherrlichkeit der Pandora, des viergeteilten Helena—Chors, der Gedichte »Nachtgesang«, »An Schwager Kronos«, »An den Mond«, »Wanderers Nachtlied« niederknien, nicht als Schmählust gegen deren Schöpfer ausgelegt

werden, wenn er ihnen das größere Naturwunder zeigt, daß dieselbe Hand in stande war, dieses Bestellwerk »Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad« zu verrichten. Nein, es geschieht im Gottesdienst seiner eigenen Sprache, die gegen die Herabwürdigung ihrer selbst strengerer Obhut bedarf als gegen alles, was ihr die Gemeinheit des Taglebens und Tagschreibens je anhaben könnte. War zu allen Zeiten und in allen Kulturen der Genius durch das kaudinische Joch gegangen, außerhalb seines göttlichen Zwanges auch dem fürstlichen Mäzenatentum sein Sprüchlein aufzusingen, trug er ein Stirnband, das ihn hinderte, über die irdische Majestät emporzublicken, oder mochte sie sichs, so unvorstellbar es scheint, daß sie je mehr als menschlichen Dank anregen konnte, irgendeinmal verdient haben — dieser Fall spottet jeden Spottes. Denn er ist ganz außerhalb aller Möglichkeiten politischer Denkart unerträglich, und kein Konservativer könnte auf diese Art Fürstendiener sein. Die ganze Goethe—Kritik, die seinen Charakter von der Submissionsseite angreift, hat bei seiner Beziehung zum Weimarer Hof verweilt, und ihm — Eckermann gegenüber — die Verteidigung ermöglicht, solle er »mit Gewalt ein Fürstenknecht sein«, so sei es wenigstens sein Trost, daß er »doch nur der Knecht eines solchen sei, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist«. Die pure Schmeichelei — sogar die Goethes — wird solches dem Kaiser Franz nicht nachsagen können, Sicherlich, nichts wäre törichter, als Goethes Dankbarkeit oder Goethes Formerfüllung, seine in persönlichem Umgang erprobten Neigungen oder seinen Ordnungsfanatismus zur Schmälerung seiner Gottesgaben zu gebrauchen. Was er in einem halben Jahrhundert, worin er »mit ihm gestrebt und gearbeitet«, an seinem Großherzog würdigen gelernt hat, in Ehren — aber an einem Tag in der Nähe seines Kaisers wird dieser Fürstendienst doch zum Problem. »Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten?«, verteidigt er sich, »Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen, gottlob längst hinter uns.« Nicht so ganz, solange wir hinter solchen Fürsten liegen, denen wir zwar nicht dienen, aber dienen, und solange ein Dichter dem Kaiser gibt was Gottes ist. Der Großherzog von Weimar, der gewiß von anderm Zuschnitt war als jener eiskalte Tyrann, dessen milder Blick mit einem heiligen Feuer seinen Dichter entzündet hat, wird vielleicht seinem Minister nur in den Augen jener zum Vorwurf gereicht haben, die ihn um die Position beneideten, anstatt den Großherzog um die Position bei Goethe zu beneiden. Aber die Gelegenheiten des Karlsbader Kurgastes, die er außerhalb jeder menschlichen Beziehung ergriffen hat und ohne sich dem Objekt der Verehrung, dem der Name Goethe ein Schall war, anders als die andrängende Masse nähern zu können; die Bereitschaft, dem Begriff der Majestät zu opfern, auch wenn sich ein Kalbskopf von dürftiger Leutseligkeit in ihm verbärge oder die Vermutung mindestens durch keine Großtat, nicht einmal durch eine Wohltat Lügen gestraft wäre; die Beseelung der Naturgewalten, um dieser Familie zu huldigen; die Botmäßigkeit einer »Muse«, die sich den Instinkten der Karlsbader Bürgerschaft saisonweise zur Verfügung stellt; die Zurückdrängung einer Phantasie, die sich wie keine andere das Grauen einer Menschheit unter solchem Zepter ausmalen konnte, in ein Spalier von Maulaffen — der Schranzendienst der eigenen Majestät: all dies hätte mich, wenn ich's gekannt hätte, nicht abgehalten, vor dem Schöpfer des Faust mit annähernd derselben Ehrfurcht zu stehen, wie er vor dem Kaiser Franz, doch ich hätte — bei Goethe! — statt jener Glosse schon damals diese Inschrift geschrieben.

Notizen

BRIEFE FRANK WEDEKINDS

Zu den in Nr. 521 — 530 veröffentlichten haben sich noch etliche gefunden.

[Karte aus München, ohne Datum,
Poststempel unleserlich, 1916(?)]

Sehr verehrter Herr Kraus! Nachdem ich eben wieder mit großem Vergnügen die 'Fackel' gelesen, übersende ich Ihnen mit gleicher Post eingeschrieben ein Manuskript («Überfürchtenichts») mit der Anfrage, ob es sich vielleicht zum Abdruck in der 'Fackel' eignen würde. Darf ich noch dazu bemerken: da es eine Art Einakter ist, würde ich ein einzelnes Bruchstück daraus nicht gerne veröffentlicht sehen¹. Ihrer geschätzten Benachrichtigung entgegensehend mit schönsten Grüßen

Ihr alter Frank Wedekind

[Zürich, 9. 8. 17]

Sehr verehrter Herr Kraus! Herzlichen Dank für das schöne Geschenk, daß Sie mir mit den Kriegsnummern der 'Fackel' zuge-
dacht, deren meiste ich schon kenne, deren Lektüre mir aber täglich neue Herzstärkung bietet. Wir alle freuen uns noch über Ihren lieben Besuch. Mit schönsten Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr alter Frank Wedekind

Wiener Bürgertheater, 13. November, 3 Uhr:

I. Ludwig Börne: Republiken und Monarchien / Die Republik ist schuld. — Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. — Szenen: Kriegsarchiv / Elfriede Ritter und die Reporter / Ein Generalstäbler am Telephon / Die Generalstäbler. — Im Untergang.

II. Todesfurcht. — Géza von Lakkati de Nemesfalva et Kutjafefaluszég (Mit Vorbemerkung) / Orgovan Von Andor Gabor (Mit Vorbemerkung) / Szenen: Wallfahrtskirche / Moschee / Gog & Magog. — Reklamefahrten zur Hölle.

Ein Teil des Ertrags für den Hilfsverein für Lungenkranke (I. Wallfischgasse 8), das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« und den Blindenverein »Lindenbund« (XX., Wallensteinstraße 14).

Vorbemerkung zu »Lakkati«:

Nun, da die Habsburgerpest zwar gebannt ist, aber eine pestkranke Gegend zurückgeblieben, ist es wieder einmal an der Zeit, mein Wandgemälde des Teufels auszustellen.

Vorbemerkung zu »Orgovan«:

In den Tagen, da Herr Horthy die Konkurrenz des legitimen Henkers abzuwehren hatte, hätte ich sie nicht sprechen können. Heute ist der Vortrag

¹ Die telegraphische Zurückziehung kreuzte sich mit der bedauernden Antwort, daß die Fackel für fremde Beiträge keinen Raum mehr habe. [KK]

wieder frei von dem Verdacht, daß dem Herrn Horthy die Berechtigung, ein *gekrönter* Henker zu werden, von der Seite der *Legitimität* her bestritten werde.

Festsaal des Niederöst. Gewerbevereines, 15. November, 7 Uhr:

I. Jacobsen: Die Pest in Bergamo / Ibsen: Aus Peer Gynt III. Akt (Aases Tod) [Deutsch von Christian Morgenstern] / Liliencron: Die betrunkenen Bauern / Wedekind: Die Hunde; Der Zoologe von Berlin / Nestroy: Das Lied von der Chimäre / Raimund: Monolog des Valentin aus »Der Verschwender« [Hobellied].

II. Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I., 11 bis 21.

III. Nestroy: Tritschtratsch. (Zum Schluß statt des Quodlibets das Couplet: »Dieses G'fühl ... ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'«, mit zwei Zusatzstrophen.)

Der volle Ertrag K 27.502,50 — inklusive Erlös des Programmes und bei Nachlaß der Karten—Verkaufsprovision — für notleidende Familien.

Renaissance—Bühne, 27. November, 3 Uhr:

I. Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. — Der Zug / Epilog. — Mythologie. — Szenen: Ringstraßenkorso (IV. Akt, 1.) / Wiener Magistrat / Die Cherusker in Krems / Ein Berliner Nachtlokal. — Im Untergang.

II. Liebesmahl bei einem Korpskommando (letzte Szene des V. Aktes).

Ein Teil des Ertrages für »die österreichische Aktion zum Schutze und zur Pflege der Kriegsgräber, Wien I., Konto Nr. 157.270«, für das Haus des Kindes und für Notleidende.

(Das Postsparkassenamt sendet Schecks, welche an die dem Aufruf entnommene Adresse »Schwarzes Kreuz«, I., Herrngasse 21, Konto—Nr. 157.270 angewiesen sind, als vollzugswidrig mit der Bemerkung zurück, daß dieses Konto »öst. Aktion zum Schutze und zur Pflege der Kriegsgräber Wien I« lautet. Es möchte einem nicht nur das Leben, sondern auch die Pietät für die Kriegsgräber erschweren und wird wohl schon sich und den Spendern viel unnütze Arbeit gemacht haben. Um sie nicht zu vermehren, empfiehlt sich die genaue Beachtung der oben mitgeteilten Adresse.)

Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereines, 30. November, 7 Uhr:

Johann Nestroy: Der Zerrissene, Posse mit Gesang in drei Akten.

Zugabe: »Dieses G'fühl ... ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'« und zwei Zusatzstrophen.

[Die Handlung ist dem Französischen (L' homme blasé) nachgebildet.]

Der volle Ertrag — wie 15. November und mit Ermäßigung der Programmkosten —: K 40.953 für die »Gesellschaft der Freunde« (I. Singerstraße 16), den I. österr. Blindenverein (VIII. Florianigasse 41, Konto—Nr. 108.689), den Arbeiterverein »Kinderfreunde« (Erholungsstättenfonds, XIII², Schönbrunn, Haupttrakt) und für notleidende Familien.

Das Entree des Herrn von Lips: »Meiner Seel, 's is a fürchterlich's G'fühl, wenn man selber nicht weiß, was man will« (Akt I) und seine beiden Couplets: »Sich so zu vorstell'n, na da g'hört was dazu« (Akt II) und »So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt« (Akt III) mit neuen Melodien. Zu den beiden Couplets je eine Zusatzstrophe:

Auf der Welt, da gibts Räuber, Geld her oder Leben!
Ja Krieg is halt Krieg, und Krieg wird 's immer geben.
Und stets wird 's den Staatsmann nach Kriegführ'n gelüsten
Und rüstet der eine, wird der andre auch rüsten.
Doch halt ... nur diplomatisch! bei so nützlichen Werken
Darf der andre doch nicht unsre Absicht gleich merken.
Wir sind für den Frieden! Ohne Fürchten und Beben
Soll'n künftig die Lämmer mit den Löwen z'sammleben!
So sagt es der Löw' und frißt die Schafsköpf' im Nu ...
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!
[Das »Doch halt ...« im fünften Vers kehrt in jeder Strophe wieder.]

*

Wenn S' mich nicht verraten, ich weiß eine Stadt,
Da is's bunt — daß der Herrgott seine Freud' daran hat!
Zwischen Verhungern und Erfrieren bleibt den einen die Wahl
Und sie sterben dahin ohne Lärm und Skandal.
Die andern, die leben mehr lärmend dahin
Und was die dort verlier'n, is denen ihr G'winn.
Nix stört sie und niemand, 's wird weitergepraßt;
Hier ist das Leben eine Lust und dort nur eine Last.
Die zahl'n nur mit dem Leben, aber die andern mit Geld ...
So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt!

Der Sender der Abschrift eines Claudius—Briefes, der seinen Namen »mit Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse verschweigt«, wird ersucht, seine Adresse dem Verlag der Fackel bekanntzugeben.

Der »Gesellschaft der Freunde« sind vom Erlös der Photographien und Karten vom Verlag R. Lányi zu den schon ausgewiesenen K 20.072,60 weitere K 5800 zugeführt worden.

In Nr. 577 — 582, S. 26, Z. 7 v. u. anstatt »Einzuges« : Einzugs; S. 42, Z. 12 v. u. anstatt »zeigenössischen« : zeitgenössischen; S. 8 1, Z. 11 anstatt »zurechschneiderte«: zurechtschneiderte; S. 92, Z. 17 anstatt »ausgebluteten«: ausgebluteten. Auf dem Umschlag anstatt »Lobbeerreiser« : Lorbeerreiser, anstatt »Reklamefahren«: Reklamefahrten.

* * *

Das letzte Heft, die Nr. 577 — 582, enthält die *fünfhundertste Nummer*, die in der Druckerei *Jahoda & Siegel* gedruckt wurde. Mit diesem Heft war zugleich das *zwanzigste Jahr* der Verbindung der Fackel mit ihrer Druckerei vollendet.

Es ist, als ob das Zusammentreffen dieser Vollendungen den inneren Zusammenschluß des Werkes und seines technischen Mitwirkers, dessen Anteil

weit über den sichtbaren in das Gebiet persönlicher Hingabe gereicht hat, bekräftigen wollte.

Ein Briefwechsel:

Graz, 20./XI. 21

Dringend! Bitte um Zusendung per Nachnahme des Aufsatzes über A. Holz: »Die demolierte Literatur«. In welchem Jahre erschienen, weiß ich nicht mehr.

Hochachtend

Wien, 24. XI. 1921

Sie wünschen per Nachnahme die Zusendung des Aufsatzes über A. Holz: »Die demolierte Literatur« und wissen nicht mehr, in welchem Jahre er erschienen ist. Wir auch nicht, da »Die demolierte Literatur« nicht von A. Holz ist und nie über sie ein Aufsatz erschienen ist. Wollen Sie gefl. klar ausdrücken, was Sie eigentlich meinen, wenn ihr Wunsch nicht scherzhaft gemeint sein sollte.

Hochachtend

Verlag »Die Fackel«

Graz, 26./XI. 1921

Mein Ersuchen wurde mißverstanden. Ich bat um den Aufsatz »Die demolierte Literatur« der *über* A. Holz u. Schlaf handelt. Das war doch deutlich genug. Zwischen »über« und »von«, besteht ein Unterschied, den ich wohl kenne, Sie aber, wie Ihre Karte beweist, nicht verstehen oder in der Eile übergangen haben.

Die Jahreszahl habe ich vergessen. Wenn Sie über den Aufsatz nichts wissen, so ist die Sache für mich erledigt.

Hochachtend

Wien, 1. Dezember 1921

Sie stellen zwar unsere Geduld auf eine harte Probe, da Sie aber Literaturhistoriker zu sein scheinen, so halten wir es für eine Ehrensache, Sie bei Ihren Forschungen nach bestem Wissen zu unterstützen und darum auch Ihre zweite Zuschrift zu beantworten. In der ersten erbatn Sie die Zusendung »des Aufsatzes über A. Holz: Die demolierte Literatur«. Diese Textierung ließ uns nur die Möglichkeit, zu vermuten, daß Sie zwar »Die demolierte Literatur« für ein Buch halten, das sie ja tatsächlich ist, A. Holz jedoch für dessen Autor, und nun einen Aufsatz kennen lernen möchten, der darüber einmal — das Jahr wußten Sie nicht mehr — in der Fackel erschienen sei. Nunmehr sind Sie sehr aufgebracht darüber, daß wir Sie so gänzlich mißverstehen konnten. Sie baten um einen Aufsatz »Die demolierte Literatur«, »der über A. Holz und Schlaf handelt«. (Das Wort nicht weniger als viermal unterstrichen.) »Das war doch deutlich genug«, meinen Sie und vermuten, daß zwar Sie, aber nicht wir den Unterschied, der zwischen »über« und »von« bestehe, kennen. Es wird uns jetzt klar, daß wir Sie tatsächlich mißverstanden haben. Wir haben angenommen,

daß Sie als Literaturhistoriker die »Demolierte Literatur« für ein Buch halten, dessen Autor Ihnen nicht bekannt ist. Jetzt belehren Sie uns darüber, daß Sie sie für einen Aufsatz halten und daß Ihnen auch ihr Inhalt nicht bekannt ist, indem Sie der Meinung sind, daß sie ein in der Fackel erschienener Aufsatz über A. Holz ist, also nicht *von* A. Holz ist, sondern »über« ihn handelt. Darauf konnten wir nicht gefaßt sein und Sie müssen deshalb entschuldigen, daß wir Ihr Ersuchen nach dem sich unmittelbar ergebenden Sinn interpretiert haben, wie auch ihr Anordnung von Titel und Namen, die — unter der uns geläufigen Voraussetzung, daß die Fackel zwar Aufsätze enthält, aber keinen, der »Die demolierte Literatur« heißt, die ein Buch ist, in dem nichts über A. Holz vorkommt — uns gar keine andere Deutung übrig ließ als daß Sie eben A. Holz für den Autor hielten. Der Unterschied zwischen »über« und »von«, der sonst zweifellos besteht, kann in diesem Fall bedauerlicherweise aus dem Grunde nicht zur vollen Anschauung gelangen, weil »Die demolierte Literatur« weder von noch über A. Holz geschrieben ist. Bei aller Geneigtheit, Ihre literarhistorischen Studien zu fördern, sind wir indes nicht in der Lage, ihn [Ihnen?] etwa durch die Auskunft klar zu machen, von wem die »Demolierte Literatur« ist und über wen sie etwas enthält. Sollten Sie jedoch auch Germanist sein, so können wir Ihnen diesen Unterschied zwischen »von« und »über« insofern verdeutlichen, als wir Ihnen versichern wollen, daß die »Demolierte Literatur« weder von Holz ist noch *von* ihm handelt, da »über« in Verbindung mit »handeln« in keinem Fall auf den Inhalt, sondern höchstens auf den Ladenpreis eines Buches bezogen werden kann. Daß Sie freilich mit der »Demolierten Literatur«, die im Buchhandel längst vergriffen ¹ ist, noch einen solchen Versuch, das Wort »über« richtig anzuwenden, unternehmen könnten, um sich auch zu vergewissern, *von* wem sie handelt, scheint uns leider ausgeschlossen.

Ihren weiteren Mitteilungen gern entgegensehend, zeichnen wir
hochachtungsvoll
Verlag »Die Fackel«

IM NAMEN DES VOLKES!

Geschäftsnummer ² 135. D. 623. 20/17.

In der Strafsache gegen den Schriftsteller Kurt Pabst gen. Weisse in Charlottenburg, geboren am 8. März 1888 in Dresden, evangelisch, wegen Vergehens gegen das Gesetz vom 19. Juni 1901 betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur hat das Schöffengericht in Berlin—Mitte, Abt. 135 in der Sitzung vom 25ten April 1921, an welcher teilgenommen haben. Amtsgerichtsrat John als Vorsitzender, Gossert, Röhrich als Schöffen, Amtsanwalt Richert als Beamter der Staatsanwaltschaft, Kanzleiassistent Jentsch als Gerichtsschreiber für Recht anerkannt.

1 Auf dieser Homepage kostenlos herunterladen!

2 Das zivilrechtliche Urteil ist in Nr. 552 / 553 abgedruckt.

[KK]

Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen das Gesetz vom 19. Juni 1901 betreffend das Urhebergesetz an Werken der Literatur zu 100 — einhundert — Mark Geldstrafe, hilfweise zu 10 — zehn — Tagen Gefängnis kostenpflichtig verurteilt, ferner zur Zahlung einer Buße von 300 — dreihundert — Mark an den Nebenkläger Karl Kraus.

Die noch vorhandenen Nummern der D. M. Z. vom 15. 9. 1919 sind einzuziehen und die Platten in dem den Artikel »Aufbau von Karl Kraus« enthaltenden Teil unbrauchbar zu machen.

Gründe.

Der Angeklagte ist durch sein Geständnis überführt, am 15. 9. zu Berlin—Mitte in einem anderen als dem gesetzlich zugelassenen Fall vorsätzlich ohne Einwilligung des Berechtigten ein Werk vervielfältigt und gewerbsmäßig verbreitet zu haben, indem er in der Zeitschrift »Deutsche Montagszeitung«, deren verantwortlicher Redakteur er ist, einen Teil des Artikels »Gespenster« von K., an dem diesem das alleinige Urheberrecht zusteht, ohne Einwilligung des Berechtigten aus der von K. herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« (Nr. 514 — 518 vom August 1919) unter der Überschrift »Aufbau« Von Karl Kraus wörtlich nachdruckte, — Vergehen gegen §§ 38 Abs. 1. Ziff. 1, 40, 42, 45, in Verbindung mit § 11 des Gesetzes betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur usw. vom 19. Juni 1901. Er war daher wegen Vergehens gegen die §§ 38. Z. I, Ges. v. 19. 6. 01 zu bestrafen.

Bei seiner bisherigen Führung und der Geringfügigkeit der Tat sind ihm mildernde Umstände zugebilligt und die festgesetzte Strafe als ausreichend erachtet worden. Die Nebenentscheidungen beruhen auf den §§ 28, 29 Str. P. O. Die nach § 40 Ges. v. 19. 6. 01 zulässige Buße ist festgesetzt, weil das Persönlichkeitsrecht des Schriftstellers, über Art und Ort der Veröffentlichung seiner Werke zu bestimmen, empfindlich verletzt war und eine Verletzung dieses Rechtes sich einer Schadensberechnung entzieht.

gez. John,

Mit dem zugesprochenen Betrag wurden die Anwaltskosten gedeckt; der im Zivilprozeß gewonnene ist dem Zentralverband der d.—ö. Kriegsbeschädigten überwiesen worden.

Die Antwort des angesehenen Arztes ¹

Wien, 18. XI. 1921

Sehr verehrter Herr!

Die Zuschrift »Ein zweites Opfer der Keuschheitskommission« habe ich seinerzeit auf Grund von Mitteilungen einer mir sehr verlässlich erscheinenden Patientin an die Neue Freie Presse tatsächlich gerichtet, da diese unter jenen Zeitungen, bei denen eine Veröffentlichung durchführbar erschien, weitaus den größten Leserkreis hat.

¹ Siehe Nr. 561 — 567 und Nr. 577 — 582.

Nähere Mitteilungen über den Vorfall zu machen, bin ich leider verhindert, da ich der Dame über ihr Verlangen absolute Verschwiegenheit versprechen mußte.

Dies zu Ihrer gef. Information, da Sie in Ihrer letzten Nummer die Tatsächlichkeit der Zuschrift anzweifeln und ich mich verpflichtet fühle, der Zeitung, die meinen Worten Raum gab, als Zeuge zur Seite zu stehen.

In aller Hochachtung
Unterschrift

Sie wird hier nicht veröffentlicht, da sie die Öffentlichkeit, die der Fall durch die Zuschrift des »angesehenen Arztes« an die Neue Freie Presse, durch die Apostrophe der Fackel an den Polizeipräsidenten und durch die Antwort desselben gefunden hat, nichts angeht. Wenn der Verfasser jener und dieser Zuschrift aber glaubt, daß ich nunmehr mit der Bestätigung, daß jene echt sei, mich zufrieden geben und nach einem mit mir selbst abgemachten Wahrscheinlichkeitsbeweis zu dem Ergebnis kommen werde, auch der Vorfall habe sich ereignet und die Neue Freie Presse habe einmal nicht gelogen, so ist er in einem Irrtum befangen. Was will er eigentlich und was wollte er? Er wollte in dem Glauben an die Erzählung einer ihm sehr verlässlich erscheinenden Patientin eine ungeheuerliche Begebenheit der Welt durch das Blatt, das den weitaus größten Leserkreis hat, mitteilen, und er will dieser Zeitung »als Zeuge dafür zur Seite stehen«, daß er es getan hat. Wie hat er sich die Wirkung seiner Zuschrift an die Neue Freie Presse gedacht und wie denkt er sich die Wirkung seiner Zuschrift an die Fackel? Wie denkt er sich die »Zeugenschaft«, die er auf sich nimmt, ohne sie ablegen zu wollen? Hat er damals die sittliche Absicht gehabt — woran doch gewiß nicht zu zweifeln ist —, zur Untersuchung des Falles, den er der Welt mitteilte, zur Wiedergutmachung des Unrechts, zur Bestrafung der Schuldigen anzuregen, so mußte er darauf gefaßt sein, daß die Neue Freie Presse, wenn sie seine Zuschrift noch nicht »skartiert« hätte, dem anfragenden Polizeipräsidenten die Adresse mitteile, an die er sich zu wenden hat, um das gewünschte »Nähere« zu erfahren. Hätte der Polizeipräsident nun von ihm selbst so wenig wie von der Zeitung, die seine Anklage veröffentlicht hat, eben das erfahren, was zur Feststellung der Wahrheit dienlich wäre — weil die Zeitung sich nur auf ihren Gewährsmann berufen hätte, dieser aber aus Rücksicht auf seine Zeugin »leider verhindert« ist, es zu sagen — : ja wie sollte dann die sittliche Absicht der Verfolgung jener Angelegenheit und der Verfolgung der Schuldigen, an der doch allen Beteiligten (vielleicht mit Ausnahme der Neuen Freien Presse) und am meisten dem Gewährsmann gelegen sein muß, ins Werk gesetzt werden? Hat er sich gedacht, daß eine Tatsache, an die er geglaubt, auch dann, wenn er sie nicht persönlich, sondern nur als »angesehener Arzt« bekräftigt, der Welt und der beschuldigten Behörde als eine Wahrheit einleuchten muß und daß jede weitere Untersuchung überflüssig wäre, umsomehr als sie auch aus Gründen der Diskretion unmöglich ist? Dann hätte er besser getan, seine Verschwiegenheit auf die Tatsache selbst auszudehnen, von der man mit größerer Berechtigung wohl sagen könnte, sie bestehe nicht, weil man sie nicht beweisen kann. Ganz abgesehen davon, daß es weder moralisch noch strafgesetzlich erlaubt ist, eine Beschuldigung auszusprechen, die man deshalb nicht beweisen kann, weil man nicht will oder nicht darf, weil man also »verhindert ist« — welchen Sinn soll es denn haben, es zu tun und die einzige Konsequenz, die eine Beschuldigung haben kann und die man ihr doch wünscht, indem man sie ausspricht, und publiziert, zu verhindern? Und wie denkt sich der angesehene

Arzt seine Zeugenschaft, die er doch verweigert oder nur bis zum Zugeständnis seiner Autorschaft leisten will? Wenn es der Behörde wirklich ernst mit dem Vorhaben ist, schuldtragende Unterbeamte zur Verantwortung zu ziehen, was bliebe ihr übrig, als im Wege eines Gerichtsverfahrens gegen die Neue Freie Presse — in welchem der Verfasser der Zuschrift kein Zeuge mehr wäre, wenn er nicht Zeuge für die behauptete Tat sein wollte, wenn er verhindert wäre, die Zeugin zu nennen — Klarheit zu schaffen und sobald diese nicht zu erzielen ist, statt der Beschuldigten die Urheber einer nicht erwiesenen Beschuldigung der Bestrafung zuzuführen? Und wenn ihn schon die Verschwiegenheit, die er seiner Patientin versprechen mußte, nicht von seiner Mitteilung an die Neue Freie Presse abgehalten hat, warum ergreift er noch das Wort, um der Fackel zu versichern, daß diese Mitteilung erfolgt sei? Wenn er schon im Ernst glauben könnte, eine öffentlich mitgeteilte Tatsache sei an das ärztliche Geheimnis gebunden, warum eröffnet er der Fackel das Redaktionsgeheimnis der Neuen Freien Presse, das sie doch auch dann nicht hüten müßte, wenn er selbst keinen so großen Wert darauf legte, jene durch die Erklärung zu rehabilitieren, daß sie die Zuschrift nicht erfunden habe? Da er doch heute offenbar den Verdacht der Fackel berichtigt zu sehen wünscht, den einzigen, der nach der Erklärung des Polizeipräsidenten übrig blieb: daß die Neue Freie Presse selbst in einer Angelegenheit gelogen habe, in der man ihr alle Skrupel, von denen sie sonst frei bleibt, zugestanden hätte — so muß er wohl darauf gefaßt sein, daß die Behörde jetzt erst recht die Fackel interpelliert, ob sie nunmehr »Näheres« über den Fall wisse. Das einzige, was ich ihm in Konsequenz seines Verhaltens erlassen kann, ist, daß die Behörde schon *aus* der Fackel den Namen des Gewährsmanns erfährt. Es bleibe ihr überlassen, sich nach ihm zu erkundigen. Ich habe keinen Grund zu zweifeln, daß der ehemalige Polizeipräsident, dem heute die Verfolgung der Angelegenheit auch von einer höheren Stelle aus möglich sein dürfte, es mit dem Wunsch nach Aufhellung der Sache so ernst gemeint hat wie ich selbst und daß er nicht gewillt war, Schurkereien in seinem Machtrayon zu dulden. Wenn der angesehene Arzt nicht bloß in einer mißverständlichen Auffassung des ärztlichen Geheimnisses es auf das juristische bezieht, wenn er, anstatt es von vornherein als ein Redaktionsgeheimnis zu hüten, sein Versprechen gegeben hat, für die Verfolgung einer Sache auf ihren Beweis zu verzichten, so müßte er nun trachten, sich dieses Versprechen, das seine Beschuldigung zum Nonsens macht und nach dessen Abgabe er sie nie hätte erheben dürfen, zurückgeben zu lassen. Er müßte der Patientin begreiflich machen, daß ihre Erzählung gar keinen Sinn und sittlichen Zweck hatte, wenn sie nicht zur Grundlage einer Untersuchung, also der Betätigung ihrer eigenen sittlichen Absicht dienen kann, und daß ihr selbst nichts die geringste Gefahr oder Unbequemlichkeit — wofür ich ihr bürgen — droht, wenn sie das, was sie oder eine andere erlebt und erlitten hat, zur internen Kenntnis einer Behörde bringt, solange diese den Willen hat, sich solcher Zeugenschaft in einem außergerichtlichen Verfahren zur Maßregelung der Schuldtragenden zu bedienen. Andernfalls wäre jene doch mit aller logischen und moralischen Folgerichtigkeit gezwungen, sie in einem Prozeß abzulegen, dessen Angeklagte nicht die beschuldigten Beamten, sondern der Übermittler einer Anschuldigung, die auf unerforschlichen Erzählungen beruht, und eine Zeitung wären, welche mit jener bodenlosen Leichtfertigkeit, die der Journalismus in der Beschuldigung von Behörden bewährt, sich der Zeugenschaft ihres Einsenders nicht versichert hat und dessen Bestätigung, daß er wenigstens als Einsender, wenn schon nicht als Zeuge existiert, sie nach erfolgter Skartierung erst der Fackel verdankt. Indes selbst wenn diese sich noch so sehr bemühte, der Neuen Freien Presse das

Beweismaterial, das sie im Ernstfälle nötig hätte, zusammenzustellen, so wäre doch heute aller Wahrscheinlichkeit nach die Sache als Rechtssache verjährt — da es sich ja nicht um den Vorwurf eines strafgesetzlichen Verbrechens, sondern um mehr, um den eines moralischen Verbrechens, also um keine »Verleumdung«, sondern bloß um eine Beleidigung handelt — und es hätte weder die Zeitung, noch deren Informator oder dessen Zeugin die Verantwortung zu fürchten, was diesen ja die Pflicht bedeutend erleichtert, die Konsequenz aus ihrer Veröffentlichung zu ziehen und eine Behörde, für die ein Verfahren gegen ihre Organe nie verjährt sein kann, bei ihrer Untersuchung zu unterstützen. Es ist unerlässlich, daß jene Öffentlichkeit, zu deren Kenntnis die Mitteilung gelangt ist, auch darüber informiert werde, ob sie auf Wahrheit beruht hat, und der Verfasser zweier Zuschriften könnte sich der Mitwirkung an dieser Aufgabe auch dann nicht entziehen, wenn der Sachverhalt etwa nur in einem Prozeß der Neuen Freien Presse gegen die Fackel produziert würde; weil er auch in diesem, allerdings phantastischen Falle ihr nicht nur als Zeuge für die Tatsächlichkeit des Berichts, sondern auch als Zeuge für dessen tatsächliche Wahrheit »zur Seite zu stehen« hätte. Es »muß im Bereich der Tatsachenwelt möglich sein, eine Begebenheit, deren Privatcharakter wohl das Opfer, aber nicht die Missetäter schützt, als wahr oder unwahr zu erweisen, selbst wenn derjenige, der sie erzählt hat, der Meinung war, daß sich der Beweis durch die Berufung auf ein Geheimnis umgehen lasse und daß die Glaubwürdigkeit schon durch die Autorität der Neuen Freien Presse gesichert sei und sobald nur diese die Anonymität eines Gewährsmanns, der sich nicht ansehen lassen will, durch die Versicherung wettmacht, er sei ein angesehener Arzt. Womöglich noch bedenklicher als die Unwahrheit einer öffentlichen Beschuldigung, die ja in gutem Glauben fahrlässig erfolgt sein kann, wäre ein Vorgehen, das den Beweis ihrer Wahrheit erschwert oder verhindert und eine sittliche Aktion, die es begonnen hat, im Stich läßt. Nach dem Maß der Ungeheuerlichkeit dessen, was vorgebracht wurde, wäre die Schuld eines unwahren Vorbringens zu beurteilen wie das Verdienst, seine Wahrheit zu erweisen. Der Beweis würde sich nur dann ersparen lassen, wenn die Behörde auch ihr eigenes Interesse für verjährt hielte und keine Frage mehr an die Fackel stellen wollte. Dann würde ich, was ihr in der Neuen Freien Presse nachgesagt wurde, trotz allen Bedenken gegen diesen Mund und trotz allen Schwierigkeiten, die ihre Zeugen der Wahrheitsermittlung entgegensetzen, für wahr halten. Für unwahr müßte es schon gelten, wenn die Polizei, der ja nicht wie der Justiz Zwangsmittel gegen die Verweigerung einer Aussage zu Gebote stehen, auf das Hindernis der auch vor ihr bewährten Verschwiegenheit stieße. Ergibt sich aber in einer durch die Erkenntnis einer moralischen Pflicht geförderten Untersuchung die Feststellung der Unwahrheit, so hätte die Behörde dieses Ergebnis nicht nur der Fackel mitzuteilen, sondern auch die Neue Freie Presse zu zwingen, im Wege der bisher versäumten Berichtigung die verjährte Beleidigung zu widerrufen. Entweder muß das Unrecht, das dem Mädchen, oder jenes, das den Beamten zugefügt wurde, gesühnt werden. Jedenfalls aber hat sich die Behörde zu melden. Der Fall wäre nun in das Stadium zurückversetzt, wo sich der Polizeipräsident bemüht hat, »Näheres« über ihn zu erfahren, und die Folgerung, daß »jener Einsendung ein erweislicher Sachverhalt nicht zugrundeliegt«, muß ihm nunmehr bedenklich erscheinen. Der Einsender existiert und hält den Sachverhalt für erweislich, wenn er auch zum Erweis nichts beitragen will. Die Polizei darf, da jetzt, was ja gewiß traurig wäre, die Neue Freie Presse nicht gelogen haben soll und die Angelegenheit aus dem Gebiet »Kultur und Presse« wieder in das Gebiet »Sittlichkeit und Kriminalität« zurückgehen könnte, nichts unversucht lassen, um sich gegen die Beschuldi-

gung einer der unerträglichsten Amtstaten, die je in Wien vollbracht worden wären, zu verantworten, entweder die Schuldigen oder die Beschuldiger zur Rechenschaft zu ziehen, und zu erreichen, daß dem Gefühl für die menschliche und staatliche Ehre durch eine Abbitte der Beamten an das mißhandelte Mädchen Genugtuung werde oder durch eine Abbitte der Zeitung an die mißhandelten Beamten.

Meine Lustbarkeiten

In Wien vollzieht sich seit vielen Jahren eine öffentliche Tatsache, die eben dadurch offenkundig ist, daß sie sich außerhalb des Rahmens aller sonstigen publizistischen Tatsachen vollzieht. Sie ist nicht allein an und für sich bedeutsam, wiewohl sie nur von unzähligen gewertet, aber von den übrigen nicht beurteilt wird, sondern sie ist es eben noch mehr dadurch, daß sie sich außerhalb aller berufsmäßigen Publizität vollzieht, und ganz besonders dadurch, daß sie, wiewohl sie sich abgesondert und isoliert vollzieht, sich alle ihr zukommende Publizität aus sich selbst erwirkt und eine weit größere, als allen innerhalb jenes verfügbaren Rahmens täglich hervortretenden Tatsachen, und wenn man sie alle summierte, jemals zuteil werden könnte. Es ist einer der erstaunlichsten und doch wieder selbstverständlichsten unter jenen Fällen, die ehemals paradox gewesen wären, aber nun von der Zeit bestätigt werden, diese Welt für sich, von der die andere nichts wissen will und nur so viel weiß, als hinreicht, um sich beunruhigt zu fühlen. Da es jedoch im Wesen dieser Tatsache liegt, aus sich selbst publik zu sein, so würde es der Publizistik, die allen Tatsachen mit Ausnahme dieser einen dient und willfährig ist, selbst wenn sie wollte, gar nicht gelingen, zu ihr »Stellung zu nehmen«, und die spärlichen Versuche, sich dem fremden Element zu nähern, waren eine typographische Grotteske. Das merkwürdige publizistische Problem nun, daß diese Tatsache ohne publizistische Beihilfe in das Bewußtsein des Publikums eindringt und so vollkommen, als sie nur will, entzieht sich vollends einer Darstellung durch die berufsmäßige Publizistik, die durch sie selbst zum Problem wird, so daß dieses interessanteste publizistische Thema unerörtert bliebe, wenn nicht die Person, deren Wirksamkeit eine solche Erscheinung ermöglicht, selbst davon spräche, auf die Gefahr hin, daß der Idiotismus die verblüffende Entdeckung macht, sie spreche von sich selbst.

Daß er an der Unaufhörlichkeit meiner Selbstbesprechung, deren Motiv er in der »Eitelkeit« vermutet, nicht müde wird, diese Entdeckung zu machen, ist an sich wieder ein Beweis für die Geschlossenheit der andern Welt, der Welt der andern, außerhalb welcher sich alles, was mich angeht begibt. Aber daß er gar nicht ahnt, wie zurückhaltend ich bin und daß ich mich eigentlich an der Objektivität erst versündige, wenn ich es versäume, diese, seine Welt aus meinem Kontrast anzuschauen, und daß ich überhaupt nicht uneitler und selbstloser verfahren könnte als indem ich unaufhörlich von mir spreche, da ich ja nur dadurch die Unmöglichkeit, jene Welt immer ganz zu umfassen, wettmachen könnte, ja daß es mir so erst eigentlich gelingt, weil dadurch erst alles was es gibt klar begrenzt erscheint, während sonst die Formen verfließen könnten und doch etwas wie eine Verbindung mit dem Inferno vorstellbar wäre — daß er das alles gar nicht ahnt, er, der Idiotismus, das macht ihn nur noch grauenhafter als er schon ist, ihn und alles, was ihm in dieser Welt viel besser gefällt als meine Eitelkeit. Er hätte ja vollständig recht mich so zu be-

urteilen wie er es tut, wenn ich zu dieser, zu seiner Welt gehörte oder da dies selbst nach seiner Kenntnis der Dinge nicht der Fall ist, zu ihr gehören wollte, was freilich noch schimpflicher wäre und allen Angriff zur Erpressung machte und wodurch ich ja bereits zu seiner Welt gehören würde. Er sieht nun die Dinge wirklich so, aber nicht weil er mich zu durchschauen glaubt, sondern weil er sich gar nicht vorstellen könnte, daß es einen andern Zustand gibt. Er kann unter einem, der von sich spricht, nichts anderes begreifen als was einer seines Kalibers wäre, der von sich spricht: nichts anderes als einen, der mehr Beachtung auf sich lenken will als ihm von der Welt zukommt oder der etwas von der Welt will, außerhalb deren zu stehen er nicht erträgt. Und mit dem muß er jenen verwechseln, der von sich spricht, um die Welt darzustellen, die er nicht erträgt und von der er nichts unlieber will als ihre Beachtung. Und als solcher spreche ich viel zu wenig von mir, so wenig, daß ich diese Stupidität, deren Teufelsfratze sich zwischen Geldverdienen und Zeitunglesen die letzte organische Regung des Grinsens bewahrt hat, noch nicht einmal durch die Frage verwirrt habe, wie es denn komme, daß einer, dem so lange Zeit der Nachdruck seiner Bücherkritiken »verübelt« wurde, noch nie etwas dafür, aber alles dagegen getan hat, sie zu vermehren? Wie es denn komme, daß ein Autor, der doch offenbar nur zu dem Zweck sich selbst so schmeichelt, um sich wenigstens im eigenen Druckgebiet gewürdigt zu sehen, seinen Verlegern kontraktlich untersagt hat, irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift, irgendeinem Individuum, das auch nur von weitem in dem Geruch stehen könnte, daß es sich ein öffentliches Urteil über literarische Dinge herausnimmt, und das ja in der Regel, ein Individuum ist, spontan oder auf Ansuchen ein Stück einer meiner Schriften auszuliefern. Wenn ich diesen Mangel an Freiexemplaren als die Ursache der literarhistorischen Sensation entlarve, daß bisher Gottlob noch nicht einer meiner fünf Gedichtbände in irgendeiner Literaturrebrik einer deutschen Zeitung auch nur erwähnt wurde — spreche ich dann von mir? Wenn ich von mir sprechen wollte, was gäbe es da nicht zu sprechen! Bin ich »von mir eingenommen« — wiewohl das bei dem Mangel an einnehmenden Persönlichkeiten immerhin ein Ersatz wäre — wenn ich meine Schriften für das Muster der Fragwürdigkeit halte, ja von dem Augenblick ihrer Vollendung an für äußerst unvollkommen, aber so viel Urteilskraft in künstlerischen Dingen mir zuspreche, daß ich behaupten kann, in einem Zwischenraum zwischen zwei Wörtern von mir sei mehr Sprachkraft enthalten als in der ganzen zeitgenössischen Literatur, der überhaupt erst, wenn ich sie zitiere, so etwas zuteil wird? Ist es nicht objektivste Gerechtigkeit vor Sachverhalten, die im Kunstbereich beweisbarer, bestimmbarer und stabiler sind als irgendwelche materiellen Werte — versteht sich nach einem Maßstab, der die Literatur als ein Vermögen innerhalb der Sprache voraussetzt und die Sprache, wie die Farbe in der Malerei, nicht als Ausdruck, sondern als Inbegriff; und nicht nach jenem andern Maßstab, der als die Forderung von allem, was nichts mit dem Wort zu schaffen hat, grundlegend wurde für alle Entehrung des Geisteslebens und alle heillose Verwirrung des gemeinen Verständnisses! Eitelkeit wäre die absolute Einschätzung des eigenen Wertes auf der gegebenen Grundlage des Urteils, während mein Gefühl doch nur die relative Befriedigung an der absoluten Gewißheit eines Zustands der Unvollkommenheit ist und die nachtwandlerische Sicherheit eines Wegs, auf dem jeder Schritt zur Vollendung von dem Erfolg des gemeinen Verständnisses entfernt. Wiewohl sich mir ein Instinkt der Zeit darin bestätigt, daß eine offensive Kraft auf ihre Schwäche einwirkt, glaube ich nicht den tausendsten Teil von dem, was mir an Enthusiasmus im Leben zugeflogen ist, weder für mich noch für die Enthusiasten. Wenn mir aber der Dichter des »Spiegelmensch«, nachdem er mir

auch telegraphisch die Unsterblichkeit zugesichert hatte, einst die Worte schrieb:

Nein, diese beiden letzten Fackeln!!

Die Klimax, der ungeheure Sturmschritt zum Finale in der kleinsten Glosse, im Essay und wiederum von Arbeit zu Arbeit im ganzen Werk!!

Gibt es noch Steigerungen? Werden sie für Menschen noch erträglich sein? Sind die Pharaonenwunder noch Wunder?

Sie scheinen wirklich das andere Prinzip zu sein. Der Punkt, in dem sich das Göttliche schmerzlich, wütend, donnernd bewußt wird. Es ist erstaunlich, daß, wo Sie allein auf der einen Wagschale stehn, unter den Millionen Andern noch Menschen wie Bahr und Shaw Luft bekommen und nichts Naturgesetzliches geschieht. Es ist ein Verbrechen, Sie Schriftsteller zu nennen, deshalb darf ich nicht so frech sein, mich zu äußern, wo Sie durch die klare Tatsache Ihres Werkes schon alle Analyse lächerlich machen

—
soll ich — der das alles ja nicht in der absoluten Wertung, nur in der Relation auf die zeitgenössische Literatur der Shaw, Bahr, Werfel etc. unterschreibt, der aber seit neun Jahren, sicher noch Fortschritte gemacht hat, ohne sich doch für mehr als einen Satzsteller zu halten — mich darum heute einen Fünfzefänger nennen müssen? Man ahnt ja gar nicht, was einer alles erzählen könnte, der keine Reise tut! Und was es zu protzen gäbe, wenn man Tag und Nacht so von Verlusten lebt. Hätte ich mit dem Gesindel, das bescheiden genug ist, seine Eitelkeit nicht selbst, sondern gegenseitig zu befriedigen, eben diese gemeinsam, so würde ich deren Bestrebungen doch wohl durch ein System im Wege stehen, wonach das Instrument meiner Eitelkeit, meine Zeitschrift, ausschließlich von der Marotte administriert wird, jede Propaganda und eine Ausbreitung, die sie nur in die Nähe eines Literaturgeschäftes bringen oder ihr eine ihr unorganische Beachtung zuziehen könnte, zu verhindern, ja Buchhändlern, die derlei aus eigenem Interesse versuchen, den Verkauf zu entziehen. Aber noch weniger Sinn, als irgendein aus der Unterwelt der heutigen Moralbegriffe bezogener Vorwurf in meiner Lebenssphäre behält, hat es in der Tat, mit Trotteln, und noch dazu wenn sie intelligent sind, über die administrativen Opfer der Fackel zu sprechen, von denen — man beachte nur den Umschlag, der vorn einen Preis und hinten keine Annoncen hat — ein Dutzend Zeitschriften leben könnten, die heute trotz aller Unanständigkeit eingehen müssen. Jene würden, wenn sie's schon für möglich hielten, bei der Frage, wie es denn möglich sei, sichs ja doch nicht aus der Bedürfnislosigkeit, sondern, da solche Art Trottel immer auch eine Art Schuft ist, aus dem ererbten Reichtum (von Haus aus nicht nötig haben) eines Rentners erklären, der — und auf die Dauer hilft kein Leugnen — tatsächlich tausend sichere Kronen für den Monat das Seine nennt, von denen er freilich auch in schlechteren Zeiten als heute einen Teil zu verschenken pflegte, oder, wenn dies nicht einmal heute zum Luxus reicht, aus der ihnen naheliegenden Quelle, auf die die Vermutung der Fama und das Wissen der Literatur längst hingedeutet hat: aus Börsengewinsten! Aber wie immer es zu erklären sein mag — innen und außen das Unikum der Geschichte des Druckwesens ermöglicht zu haben, ist eine Genugtuung, die einem von Sudelfingern nicht entwunden wird, auch wenn nicht auf jede schäbige Zumutung solcher, die so bescheiden sind, nur von mir zu sprechen, das Animo aufwartet, desgleichen zu tun.

Nicht die publizistische Tatsache der Fackel — der ja in Wahrheit alles vielfach durch sich selbst ersetzt ist, was ihr aus sämtlichen anderen Druck-

gebieten an Beachtung zufließen könnte und müßte, wenn die Scham vor ihr nicht die Schreibfedern sträubte — sei hier in Kontrast gesetzt zu allem, was täglich mit tausend Hebeln und Pressen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich selbst zieht, sondern nur die Tatsache meines gesprochenen Wortes, das sich nicht einmal der Publizität der Fackel, jedenfalls nicht als einer Möglichkeit der Ankündigung, bedienen muß, um auf der Welt zu sein. Doch nicht das moralische Problem dieser Vorlesungen werde erörtert, gegen jene, die sich das Aufsuchen eines Kontaktes mit dem Publikum nicht mit einer geistigen Tätigkeit, die sich auf der Flucht vor ihm begibt, vereinbaren können. So sittlich und organisch wie das Bedürfnis, die Sätze zu hören, deren schmerzendes Licht dem im Zeitdunkel befangenen Auge nicht eingeht, ihr volles Sprachleben sich akustisch zu beweisen und in dem zugesetzten Leben der Wortdarstellung zu empfinden, ist die Befriedigung dieses Bedürfnisses, und selbst jene empfangen einen Schimmer davon, die der Lektüre nichts als die stoffliche Erinnerung verdanken. Hier ist kein Zugeständnis an den Hörer, sondern nur eine Sphäre bereitet, die im gedruckten Wort eingeschlossen war. Es sind ihrer doch mehr, die, was im Text an Schau— und Hörspiel enthalten ist, nicht lesen können, als solche, die nicht hören und schauen wollen, was zu lesen ist. Das Dasein des gesprochenen Wortes ist eine Tatsache, von ihr, nicht von der künstlerischen Berechtigung, die sie durch sich selbst erweist, sei die Rede und davon, daß sie keiner Hinweise bedarf, um immer wieder vorhanden zu sein. Selbst die Vermittlung der eigenen Publizität ist — auch wenn sie einmal in Jahren etlichen sonst völlig uninformierten Freunden zuliebe eintreten mag — längst so überflüssig wie irgendeine äußere publizistische Hilfe, und es ist trotzdem möglich, zwanzig— bis dreißigmal zwischen Herbst und Sommer die größten Säle zu überfüllen, wie es gewiß möglich wäre, es vierzig— bis sechzigmal und öfter zu tun. Man suche den Autor oder Rezitator, dem die Kunstrubriken den Ruhm gemacht haben, um ihm, weil ja solcher Ruhm nicht zureicht, auch noch die Reklame zu besorgen, und dem es gelänge. Die Voranzeige auf dem Programm, ein Papierstreifen an dem einzigen Kartenverkaufsladen genügen, und solches dient nur, das vorweg vorhandene Auditorium vom Datum zu verständigen — ein Zweck, dem neuestens auch das vom Verkaufsbüro veranlaßte Aviso an einer publizistischen Stelle, die dem Interesse des Publikums und nicht dem der Agenten offen ist, entspricht, von dem aber kein Vollsinniger behaupten wird, daß ihm mit der dankenswerten Information auch die Füllung des Saales zu danken wäre. Buchhändler, die sich um ein Programm bewerben, um rechtzeitig auch ihren Kunden einen Termin mitteilen zu können, werden abgewiesen und nichts wird unternommen, alles verhindert, was auf die Vermehrung einer Wirksamkeit abzielen könnte, deren Träger, und wenn ihm bewiesen würde, daß es immer nur das nämliche Publikum ist, das er anzieht, eine Vermehrung eben nicht wünscht. Von dem Wert dessen, was in einer solchen Vorlesung enthalten ist, etwas zu sagen, soll dem Vorleser, der hier absoluter werten könnte als vor seinem geschriebenen Wort, so wenig am Herzen liegen wie den Wiener Zeitungen; er ist nicht minder als sie davon überzeugt, daß eine einzige darin vorkommende Gebärde, und wäre es nur die der Verachtung für ihre kunstrichterliche Autorität, gut für ein Dutzend jener Darbietungen, über welche spaltenlange Referate erscheinen — inklusive die der Herren Moissi und Wüllner —, die Geister der Dichtung und der Natur entschädigt. Er würde die Vorlesungen sofort sistieren, wenn ihm diese Pein nicht erspart bleiben sollte, und er hat in jenen Fällen, wo ihm ein Einfluß auf die Anwendung zustand, ihn wirksam ausgeübt. Es gibt in Wien keinen Kritiker, dem er das Wagnis, hier den Mund aufzutun, nämlich um zu »besprechen«, nicht mit schnödestem Un-

dank vergelten würde. Das wissen die Kritiker, und darum gehen sie nicht einmal als Privatpersonen hinein. Wenns ihnen von ihren Zeitungen ebenso erschwert wird wie von mir, darüber zu schreiben, so würde es ihnen bei jenen auch noch schaden, wenn sie bloß ihrer Neugierde frönen wollten. Kaum je hat sich ein Vertreter der Wiener Literatur in einer dieser zweihundert Vorlesungen blicken lassen, denn es ist ihnen allen lieber, daß niemand anderer dabei ist, wenn sie sich schämen, und in meinen Vorlesungen würden zu viele Leute es bemerken. Zu ihrer Entschuldigung muß freilich auch gesagt werden, daß ihre Namen bei diesen Gelegenheiten vorzukommen pflegen und daß es ja nicht angenehm ist, coram publico noch vorhanden zu sein, wenn man nicht mehr in der Welt vorhanden ist. Die Schauspieler wieder, die so viel von diesen Vorträgen lernen könnten, vermeiden die Gelegenheit, weil sie von der Presse noch abhängiger sind als deren eigene Angestellte. Vortragsreisen sind — abgesehen von dem gesellschaftlichen Preisgebeensein — nicht so sehr durch die Furcht als durch das Grauen vor einer Kritik erschwert, die auf Grund des staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechtes der freien Meinungsäußerung — dessen Ausübung die Presse der Provinz und des Auslandes für ihre Pflicht hält — und nicht auf Grund von Freikarten ausgeübt wird. In Wien, wo ich mich auf die Verletzung der publizistischen Pflichten noch verlassen kann, gehts zur Not. Das wäre mit einem Schlage anders, wenn ich mich entschließen könnte, eine Anzahl von Karten aus dem Verkauf ziehen und an jene versenden zu lassen, die sich für urteilsfähig und für die Vertreter des geistigen Wien halten. Aber da sie alte Journalisten werden dürften, ehe sie das erleben, und dann erst recht keine Aussicht besteht, so fehlen im Bilde meiner Zuhörerschaft jene Elemente, die sonst nirgends fehlen, wo sie innig gesellt das Leben bilden und die Welt bauen können, ohne daß auch nur ein Tropfen des Geistes in das reichlich vorhandene Wasser hineingegossen wird. Von Zeit zu Zeit dringt ein Seufzer von dort zu mir herüber — denn man darf nicht glauben, daß die Gegenden, von denen ich entfernt bin, mir nicht zum Greifen nahe sind —: er möchte so gern »gehen«, aber es gehe nicht. Literatur und Presse wissen längst, daß ihre Absenzliste weder der äußeren noch der inneren Fülle meiner Vorlesungen etwas anhaben könnte und daß diese zwar als eine lokale Tatsache von ihnen verschwiegen, aber als eine geistige nicht in Abrede gestellt werden können.

Was aber die Presse vorläufig noch nicht genügend weiß, ist, daß sie selber von dieser Tatsache in Abrede gestellt wird. Nämlich als Animierfaktor; und es stellt sich heraus, daß sie noch mit der letzten Funktion, mit deren Erfüllung selbst ich ihr so etwas wie eine moralische Daseinsberechtigung noch zuerkenne: Litfaßsäule zu sein, an mir strandet, weil ich eine solche in keiner Form — nicht als Verkehrshindernis und nicht als zusammenlegbares Blatt — für mein Unternehmen brauche. Das Staunen aller Impresarios, denen der Glücksfall dieser Behelfe, die unbezahlbare Chance, daß es Plakate und Inseerate gibt, die finanziellen Opfer ihrer Künstlerscharen vermehren hilft, da ja so eine Zeitungsnotiz immer noch teurer sein kann als sie schon ist, hat die Anomalie meines Falles treffsicher erfaßt und es ist, wiewohl mein Beispiel doch wirklich nicht imstande wäre, die Herren Sänger, Deklamatoren und Dichter zu verführen, rebellisch zu machen und auf ihre eigenen Beine zu stellen, dem Ring jener Interessen immerhin geglückt, mir so ziemlich sämtliche Säle Wiens abzunehmen, deren Teuerung ihnen insofern kein Hindernis sein kann, als sie ja nur ihren Gewinn vergrößern könnte. Unausgesprochene Gründe der politischen Beklemmung — denn es gibt Geschäfte, die einmal unter der Ägide Franz Josephs eröffnet, seinem Andenken um keinen Preis untreu sein wollen —, der stets gefühlte Druck der Preßgönnerschaften und

überhaupt, weil wir in Wien sind — nicht zuletzt aber der Verdruss über »geschäftliche Differenzen«, die darin bestehen, daß ich Rechnungen, die ich bezahlen soll, prüfe, auf ihre Abänderung auch in jenen Fällen dringe, wo, das kann ja vorkommen, ein Irrtum zu meinen Gunsten unterlaufen ist, mir vom Gericht bestätigen lasse, daß ich unberechtigte Forderungen nicht erfüllen muß, von der Polizei, daß ich ihre Gebühren nur in der Höhe anerkennen muß, in der sie ihr tatsächlich erstattet wurden, kurz dies und das haben dazu geführt, daß mir eine Sprechgelegenheit, die ich fast hundertmal benutzt habe, verlorenging. Ganz mit Recht, weil es wirklich keine Art von menschlichen Beziehungen geben kann, bei welcher ein Auskommen mit mir möglich wäre, der, von allen sonstigen Widerständen seiner Person abgesehen, mit der Unsachlichkeit und Beiläufigkeit jeder irdischen Betätigung in Konflikt geraten muß, als deren Inhalt er nicht Träumerei und Chaos erkennt, und der die Helfer des praktischen Lebens gerade aus Achtung vor ihrem Beruf nur außerhalb der Interessengemeinschaft als Romantiker gewähren läßt. Bin ich aber, um ungehindert an die eigene Verrichtung, die ich eben ernster und sachlicher erfüllen will, zu gelangen, aus menschlichstem Eingehen auf Mängel und Eigenart der Naturen bereit, ihnen allen mit den Talenten, die ihnen fehlen oder die sie nicht dienstfertig machen können, auszuhelfen, so komme ich erst recht an den Unrechten. Da es mit den Verhältnissen, die nur Betriebscharakter haben, so bestellt zu sein scheint, daß sie sich ihm — was sicherlich auf eine traurige Unbefriedigtheit im Menschlichen schließen läßt — am liebsten entziehen, ja da es zum Betrieb des Lebens und der Geschäfte zu gehören scheint, keiner zu sein, so wird mein Anspruch auf Leistung zur Betriebswidrigkeit und ich kann von Glück sagen, wenn ich physisch mit heiler Haut den Instrumenten entkomme, die ich noch durch mein Bestreben, ihnen zu dienen, zur Verzweiflung bringe. So aus Situationen, in denen jeder Agent der willkommenste Partner wäre, weil ihn doch alle Unstimmigkeit nur anregen könnte, keinen Richter zu brauchen, sondern seinem »Künstler« zu sagen, wie teuer alles wieder geworden sei, während ich die Eintrittskarten nur um die Verteuerung der Spesen verteuern lasse, darum eine Erhöhung dieser nach dem Verkauf jener nicht anerkenne und imstande bin, den Teilnehmer eines Vertrags, den er nicht halten will, eben dadurch zu zwingen, zu Gericht zu gehen und sich dort kostenpflichtig abweisen zu lassen:

C IX 234/21 / 6

Im Namen der Republik Österreich!

Das Bezirksgericht Landstraße hat durch den O. L. O. R. Dr. Doskocil als Richter in der Rechtssache der klagenden Partei Wiener Konzerthausgesellschaft Wien III. Lothrlingerstraße 20. vertr. durch Rechtsanwalt Dr. Heinrich Krückl Wien I. Helferstorferstraße 14 wider die beklagte Partei Verlag der period. Druckschrift »Die Fackel« Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3 vertr. durch die Rechtsanwälte Dr. Gustav Harpner und Dr. Leopold Katz in Wien wegen Zahlung des Betrages von 400 K zu Recht erkannt:

Das Klagebegehren des Inhaltes, die beklagte Partei sei schuldig der klagenden Partei den Betrag von 400 K samt 5 % Zinsen vom 1. VI. 20 zu zahlen, wird abgewiesen, vielmehr ist die klagende Partei schuldig, der beklagten Partei die mit 300 K bestimmten Prozeßkosten binnen 14 Tagen bei Exekution zu bezahlen.

Tatbestand

Klägerin führt aus, daß ihr die beklagte Partei für die Saalmiete im Wiener Konzerthause noch einen Betrag von 400 K schulde und beantragt Verurteilung nach dem Klagebegehren.

Die Beklagte wendet dagegen ein, daß eine unzulässige Abweichung von den Vereinbarungen im gegenständlichen Falle vorliege, indem für die Miete des mittleren Saales anlässlich einer Veranstaltung am 9. 5. 1920 statt des bisher geforderten Betrages von 1600 K ein solcher von 2000 K in Rechnung gestellt wurde, ohne daß vorher eine Vereinbarung zwischen den Streitteilen in dieser Richtung erfolgt wäre, während in gleichartigen anderen Fällen eine vorherige Verständigung des Beklagten durch die Klägerin erfolgte und in den Fällen, in welchen eine Verständigung nicht erfolgte, die Klägerin den alten Preis belassen hat.

Die Beklagte beantragt daher kostenpflichtige Abweisung der Klage.

Im Beweisverfahren wurde Anita Krizmanic als Zeugin einvernommen und wird bezüglich deren Aussage auf das Protokoll vom 2. 4. 1921 verwiesen.

Der Antrag des Klägers auf Durchführung des Sachverständigenbeweises darüber, daß es *im Konzertleben üblich sei, vor einer Veranstaltung sich über die Höhe der Saalmiete zu vergewissern*, wurde wegen Unerheblichkeit abgelehnt.

Entscheidungsgründe:

Das Gericht hat auf Grund der Zeugenaussage der Anita Krizmanic die Überzeugung gewonnen, daß den beklagterseits gegen die Klage vorgebrachten Einwendungen Stichhaltigkeit nicht versagt werden kann. Die Beklagte mußte bei Festsetzung der Eintrittspreise für die Veranstaltungen den Preis für die Saalmiete einkalkulieren und wurde von der Klägerin, sooft eine Erhöhung in der Saalmiete eintrat, vor der Veranstaltung verständigt.

In zwei Fällen, wo diese Verständigung nicht erfolgte, anerkannte Klägerin über Rekrimation der Beklagten den Standpunkt der Beklagten und ließ den alten Preis in Geltung.

Da nunmehr auf Grund der Zeugenaussage als erwiesen angenommen werden muß, daß eine Verständigung der Beklagten über eine Erhöhung der Saalmiete für die Veranstaltung am 9. 5. vor dieser Veranstaltung nicht erfolgt ist, und es der Beklagten als gutes Recht zugebilligt werden muß, von einer eintretenden Erhöhung vorher verständigt zu werden, um bei der Festsetzung der Preise die Erhöhung zu berücksichtigen und somit keinen Verlust zu erleiden, war das Klagebegehren abzuweisen.

Der Ausspruch über die Kosten gründet sich auf § 41 ZPO.

Bezirksgericht Landstraße. Abt. IX.

Wien, am 13 April 1921.

Unterschrift

So schwer mache ich den Leuten das bißchen Leben — fast so schwer wie den Lesern das Lesen. Sich wegen 400 Kronen herstellen! sagte die Klägerin und stellte sich hin. Einen strafgerichtlichen Mißerfolg darf man einem nicht vorwerfen. Aber ein zivilgerichtlicher Erfolg darf der Grund für eine Vorenthaltung der Ware sein, für die Verweigerung eines Saales, dessen Überlas-

sung später, nachdem eine republikanische Behörde sich für diesen Grund und seine etwaigen Hintergründe interessiert hatte, nur mehr aus dem Grund nicht erfolgen konnte, weil er »bereits für die ganze Saison besetzt« war. Doch ich will über einen Kunstkommerz, der nicht nur zeitgerecht jede Woche mehr für die Ware verlangt, sondern auch nachdem sie schon konsumiert ist mehr verlangt als er verlangt hat und der ein wahres Martyrium auf sich nimmt, wenn er sich mit einem Außenstehenden einläßt, der sich seinen Bestrebungen nicht fügen will, nicht ausführlich werden, so wichtig es auch wäre, in solcher Saalbeleuchtung die Möglichkeiten dieses republikanischen Lebens darzustellen; die Langweile der Materie gereiche ihren Vertretern zum Schutz. Sie mögen sich darauf berufen, eine Sprechgelegenheit sei von einer Generalversammlung — die nicht immer eine Versammlung von Generalen sein muß, um eine Zusammenkunft von Hinterbliebenen Franz Josephs zu sein — nicht verweigert worden, sondern bereits vergeben gewesen, und abwarten, bis ich Lust haben werde, sie einmal rechtzeitig auf die Probe zu stellen und zu ergründen, ob wirklich nur der Zeitpunkt schuld war und ob die Antwort, die ein Vizekanzler erhielt, als er zur Wahrung eines kulturellen Scheins veranlaßt wurde, auf Wahrheit beruht hat: daß eine Angelegenheit des Geistes, und eine bessere als die Ausstellung der »Ahiga«, nur von »geschäftlichen Differenzen«, die ein Gerichtsurteil längst beglichen hatte, verstellt war und nicht von Rücksichten noch heiklerer Natur. Vielleicht vergeht mir diese Lust mit der Möglichkeit, in einer Stadt, die mit der Ehre ihrer künstlerischen Vergangenheit die Schande ihrer valutarischen Gegenwart begehrenswert macht und mit Beethoven und Schubert für die Bordellmusik ihres Lebens wirbt, überhaupt noch etwas zu wollen.

Denn wenn ich an die Schmach, die der hier so zum Himmel stinkend angehäufte Unrat schweigendem und totgeschwiegenem Verdienst erweist, mich leicht gewöhnt hätte — der Übermut der Ämter ist etwas, was von mir doch als eine so schwere Belästigung empfunden wird, daß ich es nur von der Entscheidung, an die mit den hier veröffentlichten Schriftstücken appelliert wird, abhängig mache, ob ich in Wien noch eine Vorlesung abhalten werde. Ich wünsche nicht, das österreichische Antlitz, das mit dürrem Zeigefinger jede Hoffnung abzuwehren scheint, auf mein Leben einwirken zu lassen, ich wehre mich dagegen; aber ich muß es tatsächlich seiner Entscheidung anheimstellen, ob künftig »kane Koaten ausgeben wird«. Man weiß, daß es eine »Lustbarkeitssteuer« gibt und wiewohl man sich nur mit Ekel die Möglichkeit vergegenwärtigt, daß dieser Begriff zugleich auf das Hopsdoderoh einer Hölle des vergnügten Schwachsinn und auf einen Vortrag der »Pandora«, nein, auf die Gestaltung des Grauens eben jener Welt angewendet wird, kann ich doch gegen den Zwang, ihr unterworfen zu sein, nichts ausrichten, selbst dort nicht, wo nachweislich nicht ein Heller von dem Ertrag der Lustbarkeit in meine Tasche fließt. Diese Steuer wird von dem Veranstalter mit einer Genauigkeit errechnet und mit einer Pünktlichkeit bezahlt, die einem Gewissen, das diese Buße für weniger sittliche Unternehmungen zu erstatten hat, wahrlich besser anstände. Aber es ist nun einmal im Wesen dieses plagevollen Staatslebens begründet, daß seine verworrene und verwirrende Bosheit an der falschen Stelle herauskommen muß und daß der unausrottbar überlebende Beamtengeist einer Sekkatur um ihrer selbst willen den verschonen wird, der von der öffentlichen Unordnung für sich profitiert, und unfehlbar den treffen wird, der ihr zum Trotz seine Pflicht gegen den Staat selbst dort erfüllt, wo er ihren sittlichen Grund vermißt, weil sie ihm eine größere Pflicht gegen die Gemeinschaft zu verkürzen scheint. Man kann hundert jener Veranstaltungen, deren wohltätiger Zweck nur das Mittel zu einem andern Zweck ist, gegen

eine, die ihm dient, wetten, daß ein republikanisches Amt sich hüten wird, einem ihrer Entrepreneure einen Wisch ins Haus zu stellen, auf den die folgende Antwort erteilt werden muß:

11. März 21

An den

Wiener Magistrat, Abteilung Lustbarkeitssteuer.

Sie richten an Herrn Karl Kraus, Verlag die *Fackel* (die aber richtig *Fackel* heißt) eine »neuerliche Aufforderung« zu einer Steuerabrechnung, in der zwar das Wort »neuerlich« durchgestrichen scheint — da er zuvor keine erhalten hatte —, nicht aber die Androhung der Verhängung einer Geldstrafe, »eventuell Vorführung durch die Sicherheitswache«. Herr Karl Kraus, der nicht der Veranstalter seiner Vorlesungen ist, mit deren Steuerabrechnung nichts zu tun hat und demnach weder von einer Vorladung noch von einer neuerlichen Vorladung der Steuerabteilung des Wiener Magistrats erreicht werden könnte, beauftragt uns, Ihnen mitzuteilen, daß Sie, wenn Sie, trotz diesem Sachverhalt den Wunsch haben sollten, ihn durch die Sicherheitswache vorführen zu lassen, sich dazu keineswegs der k. k. Sicherheitswache bedienen mögen, deren Geboten er unter keinen Umständen Folge zu leisten in der Lage wäre. Wiewohl allerdings, wie er meint, der obrigkeitliche Ton, auf den die Ämter im Verkehr mit den Staatsbürgern noch immer gestimmt zu sein scheinen, eher die Republik als die k. k. Sicherheitswache dementiert.

Er ersucht Sie, diese Mitteilung als Beschwerde auffassen zu wollen und entweder im eigenen Wirkungskreise zu erledigen oder an den Landeshauptmann zu leiten.

Der Verlag der Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen Karl Kraus.

Unnötig zu erwähnen, daß auch die bloße »Aufforderung« überflüssig war, da die Steuerleistung, jedesmal und auch damals, sofort nach dem Empfang der Saalrechnung erfolgte. Was soll man aber dazu sagen, daß dieses Amt nach der Entfaltung seines Eifers sich auf die Wurstigkeit besinnt, die neben der Grobheit den in einem verlorenen Weltkrieg sieghaften Kasmader be-seelt, und daß es die Ungebühr in der Unterlassung jeder Reue noch fortsetzt? Ich besitze die Antwort auf eine Reklamation beim Genfer Telegraphenamte, das nie zuvor im Leben meinen Namen gehört hatte. Aber die Welt außerhalb dieser schlechgeborenen Mittelwelt hat Ämter, die einem einen Liebesbrief schreiben, wenn man ihnen zu schaffen macht, während die Ämter in Ländern, wo der Tiefstand der Valuta nur noch von dem der Manieren überboten wird, unhöflich werden, wenn man der Bevölkerung Wohltaten erweist und auch sonst jemand ist, der der Stadt halbwegs so zur Ehre gereicht wie ihre Magistratsbeamten. Man muß, um sich in dem Wust auszukennen oder auch nicht, wissen, daß es sich hier um eine Lustbarkeitsgemeindeabgabe, dort um eine Lustbarkeitslandesabgabe handelt, die beide von verschiedenen Haupt- und Nebenstellen fortgesetzt grundlos eingemahnt werden, wobei dort Formulare mit der ungestrichenen k. k. Sicherheitswache, hier solche von einem »Landesinspektorat für die Bierauflage« mit gestrichenem Bier verwendet werden, daß das jetzt alles vereinigt ist oder auch nicht, daß aber alle Zwietracht in dem Individuum, das mit beiden zusammen und mit allen Unterstellen in Konflikt gerät, keineswegs auf die Weigerung einer als gerecht — oder auch nicht — erkannten Leistung zurückzuführen ist, sondern ledig-

lich auf die Eigenart der Persönlichkeiten, die den vollkommensten Staatsgehorsam in Aufruhr und die Milch der frommen Denkart in gärend Drachengift verwandeln. Und dawider vermag die Änderung der politischen Firma nicht das Geringste. Es ist eine eigene Menschenart, eine Gattung für sich, mit der wir es da zu tun bekommen. Ich, der ich doch schon in magistratischen Bezirksämtern meine Wunder erlebt habe, daß ich nur dastehn konnte und staunen über all das was die Natur an seltsamen Formen hervorgebracht hat, habe seit jeher speziell vor allem, was mit »Landes« zusammenhängt, eine unbestimmte Furcht. Ich lese es dieser Art vom Gesicht ab, daß sie jene Weltanschauung vertritt, die sich heute als die christlich—nationale gegen den Anschluß an die europäische Kultur, der ja auch tatsächlich nie gelingen könnte und von der Entente verboten würde, zur Wehr setzt. Es sind Gesichter, denen ich lieber als in Ämtern in den 'Wiener Stimmen' begegne, wo sie von schlechten Zeichnern ohnedies zum Sprechen ähnlich getroffen werden. Es sind Leute, die bestimmt sind, vom Schönflug weg an die Regierungsgeschäfte geholt zu werden, ich glaube aber, daß sie immerhin mit sich die Sehnsucht herumtragen, einmal im Leben beim »Reigen« zu demonstrieren, weil sie dadurch auch einer Aufführung beiwohnen könnten, und wenn sie schon nicht einen Pogrom als Amtshandlung auffassen mögen, so liegt es ihnen doch einigermaßen, eine Amtshandlung als Pogrom durchzuführen. Wenn Wilhelm II., für den manche von ihnen eine heimliche Schwäche haben, während wieder andere sich mehr zu Karl hingezogen fühlen, am Beginn des Weltkrieges gesagt hat, er kenne keine Parteien, sondern nur mehr Deutsche, so kennen sie, auch nach dem Weltkrieg, da sie selber Deutsche sind, ausschließlich Parteien, und wer sich unter ihren Augen einmal in eine Partei verwandelt hat, den lassen sie nicht mehr los. Schwer rächt sich an ihm der Verdacht einer vergangenen und ihnen entgangenen Lustbarkeit und unter einer solchen verstehen sie alles, was nicht versteuert wird, weil es nämlich entweder schon versteuert ist oder nicht zu versteuern war. Nun kann man durch nichts schwermütiger werden als durch das Gedenken vergangener Lustbarkeiten, aber diese Illusionisten nähren den Hang und lassen einen dann nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie haben's ja dabei gut, sie können sich an den Wortreichtümern einer poweren Zeit befriedigen, und wie sie einen seinerzeit mit dem Phantom eines Lebensmittelkartenabmeldescheines genarrt haben, so delectieren sie sich jetzt an der Lustbarkeitslandesabgabepflicht. Doch wie immer sich dies Trugbild mag verkleiden, es nützt nichts, ihm Gewalt zu bieten. »Denn es ist unverwundbar wie die Luft, und unsre Streiche nur boshafter Hohn«. Die einzige vernünftige Deutung hieramtlicher Dinge ist die phantastische. Man kann ja schließlich alles, vom Menschenmord abwärts, auf Zufall, Mechanismus des bürokratischen Wesens und auf das Vorhandensein der untergeordneten Organe zurückführen. Aber wenn diese rationalistische Erklärung auch zureichen mag, den Untergang Österreichs zu begründen, so ist doch sein Fortbestand eines der traurigsten Geheimnisse unserer Zeit. Indes, der Beamtengeist, der die Sekkatur l'art pour l'art betreibt, auch wenn er damit die Kunst selbst treffen sollte, scheint beschlossen zu haben, an mir Rache zu nehmen für all das, was ich ihm zu besserem Zwecke je angetan habe, zu einem so wohltätigen, wie ihn nur eine meiner Lustbarkeiten haben kann, und es ist ganz sicher in das Belieben des untergeordneten Organs gestellt, meine Arbeitsruhe dem schnöden Zeitvertreib aufzuopfern, dem es sich mit den Dingen ergeben hat, die es unter seiner Pflichterfüllung versteht. Weil die Zwangsvorstellung seiner dürftigen Autorität es ihm nicht erlaubt, bei sonnenklarer Sachlage einen Akt abzuschließen, muß es ihn »erledigen«, und daraus wächst auf beiden Seiten, auf der seinigen, durch deren Mühewaltung

offenbar nichts Besseres vernachlässigt wird, und auf der Seite der belästigten Partei, ein Arbeitspensum an, vor dem man sich doch fragt, welche unsichtbaren Mächte denn die Gönner sind, die diesem Staatswegen bei so gänzlich mangelnder Kredithilfe die Vergeudung an Zeit und Kraft vergüten. Denn der Fall, um den es sich hier handelt, ist gewiß nur ein winziges, aber doch ein Beispiel für eine zwecklose Betriebsamkeit, die in ihrer Art Menschenopfer unerhört fordert und vor der man staunt, daß der »Beamtenabbau« — eine scheußliche Vorstellung zu einem wohltätigen Zweck — etwas ist, was noch diskutiert werden kann, anstatt längst durch ein rabiatgewordenes Publikum eigenhändig vollzogen zu sein.

Ich hatte, bevor der Verlag der Fackel die Veranstaltung der Lustbarkeiten übernahm, durch einige Jahre, in denen mein erster Veranstalter dort war, wohin ihn der Genius dieses Staates geschickt hatte, in Sibirien, selbst die Administrierung durchzuführen. Lange nachher erinnerte sich die Lustbarkeitslandesabgabestelle, daß für eine ganze Reihe längst abgerechneter Lustbarkeiten noch eine nachträgliche Steuerzahlung zu verlangen sei. Da keine zu leisten war, so blieben die Mahnungen und Vorladungen, die keine näheren Angaben enthielten, zunächst unberücksichtigt; man hoffte auf Beruhigung. Dann aber mußte geantwortet werden:

3. Mai 21

An die

Landesabgabestelle, Wien, III. Landstraße—Hauptstr. 68.

Wir bedauern, am 5. Mai, der ein Feiertag ist, Ihrer Einladung nicht Folge leisten zu können. Da überdies die Beamtin, die mit dieser Angelegenheit befaßt ist, einen dreiwöchigen Urlaub angetreten hat, bitten wir uns gf. schriftlich Ihre Wünsche bekanntgeben zu wollen. Wir beehren uns noch zu bemerken, daß die Vorlesungen, von denen Sie behaupten, daß sie »noch offen« sind — uns sind keine derartigen bekannt —, nicht von uns, sondern von der Konzerthausgesellschaft mit Herrn Karl Kraus verrechnet wurden. Auf deren präzise Angabe hin, daß von Vorlesungen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zufließt — bis zu einem bestimmten Zeitpunkt — keine Steuer zu zahlen sei, hat Herr K. die vollen Erträge den Wohltätigkeitsanstalten zugeführt, deren Bestätigungen erhalten und die Summen auch *in der Fackel ausgewiesen*. Ferner ist seinerzeit von einigen Vorlesungen — gleichfalls solange das Konzerthaus erklärte, daß dies statthaft sei — die Summe von je 594 Kronen aus der eigens für die Kriegsbeschädigten erfolgten Erhöhung der ersten Sitzpreise an den Zentralverband abgeführt worden, ohne daß hierfür eine Lustbarkeitssteuer abgezogen wurde. Der Vorleser steht selbst der heute geltenden Praxis gegenüber auf dem Standpunkt, daß jene seiner Veranstaltungen; deren ganzer Ertrag, ohne daß auch nur ein Heller ihm gehörte, für gemeinnützige Zwecke bestimmt ist und die ja eigens dazu veranstaltet werden, überhaupt keiner anderen Steuer unterworfen sein können. Denn wenn er schon um sich die Mühe von Weiterungen zu ersparen, es vorzöge, diese Vorlesungen nicht zu halten, so würde gewiß für das Gemeinwohl mehr verloren gehen, als durch die Zuwendung des Betrags, den die Lustbarkeitssteuer ausmacht, an eben den wohltätigen Zweck, dem zuliebe der Vortrag veranstaltet wurde. Die Steuer sollte doch füglich nur solche Unternehmungen treffen, von denen der Veranstalter einen Gewinn hat, aber nicht einmal jenen *Teil* des Ertrags, den wir *jedes-*

mal an Wohltätigkeitsinstitute abführen. Was jedoch die Vergangenheit betrifft, in der alles gemäß der Auskunft der Konzerthausdirektion verfügt wurde, so sind wir außerstande, eine Steuer von Geldern zu bezahlen, die nicht mehr uns gehören. Sie müßten sich an das Britische Hilfswerk, an den Arbeiterverein »Kinderfreunde«, an die Rettungsgesellschaft, an den Zentralverband für Kriegsbeschädigte, an die Kriegsblindenorganisation und an andere Institutionen wenden, die wir Ihnen auf Wunsch selbstverständlich namhaft machen werden. Wir bemerken noch, daß unseres Erinnerns unter den von Ihnen seinerzeit reklamierten Veranstaltungen sich auch eine vom 1. Mai 1920 befindet, mit der wir überhaupt nichts zu tun haben und Herr Karl Kraus nur als Vortragsgast, da diese Vorlesung von der Arbeiterkunststelle veranstaltet wurde, und daß der Vorleser von dem Ertrag dieses Abends so wenig Gewinn hatte wie von jenen Veranstaltungen, deren Ertrag von ihm wohltätigen Zwecken zugewendet wurde. Wir erklären, auch im Namen des Herrn K., daß bei der Abrechnung seiner Vorlesungen alle Beträge mit größter Genauigkeit festgestellt wurden, die nach Angabe des Konzerthauses zu versteuern waren, und daß alle Beträge, die Sie reklamieren könnten, den *auf den Programmen und in der Fackel* mitgeteilten Anstalten überwiesen worden sind. Wir bemerken schließlich, daß, falls diese Erklärung Ihnen nicht genügen sollte und Herr Karl Kraus aus der Gepflogenheit, Vorlesungen zu wohltätigen Zwecken zu halten, weitere Schwierigkeiten erwachsen würden, er entschlossen ist, keine mehr in Wien zu halten und, soweit ihm dies möglich ist, die Kindervereine, die er für den Zwischenfall nicht büßen lassen möchte, durch Vortragsreisen zu entschädigen.

Der Verlag der Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen Karl Kraus.

Keiner, der je in einer dieser Lustbarkeiten war, wird glauben, sie müßten, um Zulauf zu erhalten, sich auf den wohltätigen Zweck berufen wie jene ungezählten, deren Gewinn der Veranstalter mit der Caritas redlich teilt, wenn er sich nicht begnügt, ihr eine Danksteuer für die erfolgreiche Mitwirkung abzustatten, und von deren Erträgnis mindestens ein sogenanntes Ehrenhonorar für die sogenannten Künstler abfällt nebst den »Wagengebühren«, da ja das einzige, was bei solchen Veranstaltungen Zugkraft hat, außer dem wohltätigen Zweck die Pferde sind, die die Humoristen und Deklamatoren zum Saal bringen. Keiner, der je in einer meiner Vorlesungen war, wird behaupten, daß er dem Zweck zuliebe »hineingegangen« ist oder daß er nicht mit demselben Animo hineingegangen wäre, wenn keine Krone zu einem andern Zweck bestimmt würde als zu dem rechtmäßigen und üblichen, dem Vorleser Gewinn zu bringen. Es begibt sich eben der in der Geschichte der Lustbarkeiten noch nicht erlebte Fall, daß beständig Zuwendungen an gemeinnützige Institute oder bedürftige Personen von Erträgnissen erfolgen, deren Erwerb ausschließlich der Wirkung des Vorlesers zu danken ist und nie der Berufung auf den Zweck, dem er sie trotzdem vorbehält; von denen er nichts als die Auslagen abzieht und die nichts anderes sind als freiwillige Schenkungen, zu denen er sich aus Gründen bewogen fühlt, die dem Verdienner ein Kopfschütteln oder, wenn er noch splendor ist, einen Lacher kosten mögen. Viele hunderttausend Kronen — vermehrt um jene Beträge, die aus erlaubten oder unerlaubten fremden Vorträgen und Nachdrucken, aus Verlagswerken

und Photographien wie aus dem Erlös unerwünschter Bücher gewonnen werden — sind so anstatt in die Taschen des Vortragenden in unterstützungsbedürftigere Kassen eingegangen, und viele hundert Dankschreiben von Instituten, und von manchen, die in gar nicht konventioneller Art ein Erstaunen über diese Unaufhörlichkeit der Hilfe bekunden, bestätigen es. Nicht genug daran, beweist das Auditorium der Vorlesungen seinen Zusammenhang mit dem jeweils mitgeteilten wohltätigen Zweck, der es nicht herbeigelockt hat, doch nachträglich, indem es ihm auch aus eigenem Spenden zuführt. Diese beste aller Publikumswirkungen zeugt so lebendig für ein Beispiel, daß seine Hervorhebung, die in der Tat den Vorwurf der Eitelkeit anziehen könnte, nur als die Berichtigung böser Mißverständnisse, als die Klarstellung eines verdunkelten Sachverhalts, durch die besondere Zwangslage zu rechtfertigen ist. Gewiß, man kann erwiesene Wohltaten vor sich selbst verantworten, aber daß man dazu gezwungen wird, schafft eine Pein, in der sich die hier erlebte Landesmöglichkeit wirksam fortsetzt. Was werden die Rettungsgesellschaft, Alland, die Verbände der Kriegsbeschädigten und der Kriegsblinden, die Kinderfreunde, das Britische Hilfswerk, die Amerikanische Kinderauspeisung und zumal die hochherzige Gesellschaft der Freunde, deren Zuschriften die erfreulichsten sind, die ich je empfangen habe, und die dem Vorleser so oft auch für die »schon von aller Welt in seinem Namen« kommenden Gaben zu danken hat und die »gerne ihm sagen möchte, wie sehr wir uns glücklich fühlen, daß sein Wort so viel Elend zu lindern vermochte« — was werden sie sagen, wenn sie hören werden, daß einem dafür nicht nur in Kasmaders Zeitung bedeutet wird, es sei höchste Zeit, dieser Stadt den Rücken zu kehren — was er ja, in Anbetracht dieser Umstände und soweit nicht die unschuldigen Opfer dieses Geistes, sondern nur dessen Vertreter in Betracht kommen, in jedem Sinne ausführen möchte — sondern daß österreichische Beamte einen für alles das, was man ändern zuliebe getan hat und was denen wohlgefiel, und dafür daß man ihren eigenen Anforderungen pünktlich und genau entsprochen hat, nach Jahren zur Rechenschaft ziehen und einen zwingen, von unaufhörlichen Mahnungen und Ladungen, als obs die Rettung sämtlicher Schiebergewinne gälte, in den Rücken gestoßen, seine Gedanken an eine Materie zu wenden, von deren Beschwerung man sich endlich durch das folgende Schriftstück erleichtert:

Wien, 16. November 1921

An das
N.—Ö. Landesabgabeninspektorat
Wien, I. Bräunerstraße 4 — 6.

Die an uns gerichtete vom 13. VI. datierte, einen Monat späte zugestellte Aufforderung, binnen 14 Tagen den Beweis zu erbringen, daß der Reinertrag dreier Vorlesungen aus dem Jahre 1919 zu wohltätigen Zwecken verwendet wurde, und ferner eine Vorlesung aus dem Jahre 1920 zu versteuern, haben wir mit der Mitteilung beantwortet, daß sich die Belege in Händen des Herrn Karl Kraus befinden und dieser verreist sei. Nunmehr richten Sie an ihn selbst eine Ladung, mit den Belegen zu erscheinen, »bei sonstiger Einleitung des Strafverfahrens«. Wir beehren uns, Ihnen in seinem Auftrage mitzuteilen, daß dieses Strafverfahren für ihn keine Schrecken hat, daß wichtigere Angelegenheiten als die in Rede stehende ihn bis heute an deren Erledigung gehindert haben und daß er, der aus demselben Grunde außerstande ist, Ihrer Ladung Folge zu leisten, geglaubt hat, daß auch das Landesabgabeninspektorat durch wichtigere Angelegenheiten sich mit der Zeit von

der Verfolgung dieser relativ geringfügigen Sache werde ablenken lassen, die er durch seine Erklärung, die Reinerträge seien den namhaft gemachten wohltätigen Zwecken überwiesen worden, für erledigt halten konnte. Da dies nun leider nicht der Fall ist und Herr Karl Kraus persönlich Ihnen keine Aufklärungen erteilen wird, so sehen wir uns allerdings genötigt, Ihre Zeit gleichermaßen wie die unsere mit der folgenden ausführlichen Darlegung des Sachverhaltes in Anspruch zu nehmen.

Das n.-ö. Landesabgabeninspektorat verlangte abwechselnd von Herrn Karl Kraus und von uns, die wir damals noch nicht Veranstalter seiner Vorlesungen waren, Rechnungslegung beziehungsweise nachträgliche Steuerzahlung für Veranstaltungen, die Jahre zurückliegen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zugewendet und für die seinerzeit tatsächlich keine Steuer gezahlt wurde, weil nach ausdrücklicher, wiederholter Versicherung der verrechnenden und verantwortlichen Konzerthausgesellschaft, die die Steuer abzuziehen und abzuführen hatte, keine zu zahlen war. Die Reinerträge wurden den auf den Programmen und in der Fackel bezeichneten wohltätigen Zwecken zur Gänze zugeführt und die Konzerthausgesellschaft, von der der Vorleser mit einigem Recht annehmen konnte, daß ihr die Modalitäten der Lustbarkeitssteuer bekannt seien, zog bei Vorlesungen, deren voller Ertrag jenen Zwecken zufließt, keinen Heller für die Steuer ab, bei jenen, deren halber Ertrag einem solchen Zweck zufließt, die Steuer für die Hälfte des Ertrags, und erklärte auf wiederholtes Befragen, daß auch für die fixe Summe von 594 Kronen, die damals ständig die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes für Kriegsbeschädigte ergab, keine Steuer zu entrichten sei. Nur bei Vorlesungen, von denen bloß »ein Teil des Ertrags« einem wohltätigen Zweck zugewendet wurde, mußte der ganze Ertrag versteuert werden. In diesem System trat insofern eine Änderung ein, als auch dort, wo der halbe Ertrag verschenkt wurde, der ganze versteuert werden mußte und auch die ständige Abzugspost von 594 Kronen nicht mehr steuerfrei war. In einem Zeitpunkt nun, in dem das Konzerthaus, das die volle Verantwortung für jene Praxis trug, nicht mehr die Gesamtverrechnung durchführte, sondern schon wir als die Veranstalter die Steuer zu errechnen und abzuführen hatten, richtete das Landesabgabeninspektorat wiederholt die Aufforderung an uns, auch solche Vorlesungen nachträglich zu versteuern, die das Konzerthaus als steuerfrei behandelt hatte, weil deren voller Ertrag — direkt von der Konzerthauskasse — wohltätigen Zwecken überwiesen wurde. Da unsere Aufklärung zunächst nichts fruchtete und wir entweder genötigt gewesen wären, von Erträgnissen, die längst wohltätigen Zwecken wie dem Britischen Kinderhilfswerk, der Freiwilligen Rettungsgesellschaft etc. zugeführt waren, aus eigener Tasche eine Steuer nachzuzahlen oder, falls die Behörde davon doch abstände, mindestens Herr Karl Kraus, der allein in der Lage ist, das Belegmaterial von früher zu Tage zu fördern, genötigt gewesen wäre, seine Zeit an solche Arbeit zu wenden, so haben wir es vorgezogen, die Intervention eines Abgeordneten in Anspruch zu nehmen, um eventuell vor dem geeigneten Forum Beschwerde zu führen, daß eine Behörde, durch keinen Wandel der Zeiten darin gehemmt, ihr

gesetzliches Recht auf Mißtrauen so beharrlich gerade einem Vorleser gegenüber betätigt, der wohl berechtigt wäre, seine ortsbekannte Tätigkeit für gemeinnützige Zwecke, die diesen jährlich Unsummen zuführt, nicht mit Mißtrauen um relativ winziger Beträge willen gelohnt zu sehen und mit der Beschwerlichkeit, nach so langer Zeit Belege, die zu bewahren und zur Hand zu haben er wohl nicht verpflichtet ist, hervorkramen zu müssen. Nicht so sehr die Sorge, ob er für solche Veranstaltungen, auf deren vollen Ertrag er verzichtet hat, nach Jahren draufzuzahlen hätte, hat ihn dabei beunruhigt, weil er, wenn wirklich die Behörde diese Ansicht geltend machen wollte, kurz entschlossen wäre, in Wien nur noch eine einzige Vorlesung zu halten und zwar zu dem Zwecke, diese Summe für die Steuerbehörde aufzubringen, da er sie ja von der Rettungsgesellschaft, vom Britischen, Kinderhilfswerk und anderen Kindervereinen nicht zurückverlangen könnte. Was ihn vielmehr bedrückte, war die Nötigung, mit dieser Angelegenheit überhaupt befaßt zu sein und ein Material zusammenstellen zu müssen, über das in jedem Moment oder überhaupt nach so langer Zeit zu verfügen er sich nicht für verpflichtet hält, um ein ihm gegenüber so wenig berechtigtes Mißtrauen zu überwinden. In diesem Sinne haben wir Ihnen, als Sie nach längerer Zeit Ihre Nachforschungen fortsetzten, eröffnet, er sei für den Fall, daß ihm solche Konsequenzen aus seiner gemeinnützigen Tätigkeit fürder nicht erspart bleiben, entschlossen, deren Schauplatz in die Vortragssäle anderer Staaten zu verlegen, von wo aus er ja die Wiener Armen unterstützen könnte, ohne mit dem n.—ö. Landesabgabeninspektorat in Konflikt zu geraten. Wir dürfen es wohl der Wirkung aller dieser Vorstellungen zuschreiben, daß Sie nunmehr, prinzipiell darauf verzichten, von jenen Jahre zurückliegenden Veranstaltungen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zugeflossen ist, eine Steuer einzuheben, sondern sich darauf beschränken, Rechnungslegung für eine ganz bestimmte, schon erheblich reduzierte Anzahl solcher Vorlesungen, bzw. den Beweis zu verlangen, daß die Erträgnisse tatsächlich jenen Zwecken zugeflossen sind. Indem Sie eine Vorlesung, die »bereits unter die Novelle vom 11. Februar 1920 fällt« — und von der später noch die Rede sein soll — als steuerpflichtig besonders ausnehmen, geben Sie ausdrücklich zu, daß ihr ursprüngliches Verlangen nach Versteuerung solcher Vorlesungen und vollends jener, für die Sie jetzt nicht einmal Beweise über die Abführung der Erträgnisse begehren, irrtümlich gestellt war. Andererseits verzichten Sie aber nicht darauf, die persönliche Bemühung des Herrn Karl Kraus um die Herbeischaffung solcher Beweise in Anspruch zu nehmen, und es wird nun um so klarer, daß Sie, indem Sie die Steuerfreiheit gewisser Veranstaltungen unter der Bedingung anerkennen, daß Ihnen der Nachweis über die Verwendung der Erträgnisse erbracht wird, auf dem Standpunkt beharren, daß das Ihnen wie auch öffentlich kundgegebene Wort des Herrn Karl Kraus nicht genügt und Sie das — in so vielen Fällen der Berufung auf wohltätige Zwecke gewiß nur zu berechnete — Mißtrauen auch ihm gegenüber betätigen wollen. Er hätte nun zwar gewiß nicht das Recht, in dieser staatsbürgerlichen Angelegenheit für sich eine Ausnahme zu verlangen, kann aber doch nicht umhin, zu betonen, daß sein Fall,

ganz abgesehen davon, daß dieser so weit zurückliegt und er der Meinung ist, daß auch die Verpflichtung, irgendwelche Zettel aufzuheben, zeitlich limitiert sein müsse, tatsächlich ein ganz besonderer ist. Dieses behördliche Mißtrauen, so beharrlich und mit einer so erstaunlichen Konsequenz betätigt, die er bei größeren staatlichen Agenden, etwa in der Verfolgung jener Persönlichkeiten, die zur *Vermehrung* der Wiener Not beitragen, häufig vermißt hat — es bedeutet insofern eine persönliche Kränkung, als es ja nur dann gerechtfertigt sein könnte, wenn auch die Fatierungen, die Herr Karl Kraus seiner Öffentlichkeit macht, für zweifelhaft genommen würden. Wenngleich nun eine Behörde der Meinung sein kann, ihre und seine Zeit sei an die Mühe gut verwendet, festzustellen, daß er nicht ein paar hundert Kronen in seine Tasche gesteckt hat, wenn er doch jetzt etliche hunderttausende für wohltätige Zwecke hingibt, so muß er sich doch mit allem Ernst gegen das Ansinnen wehren, daß eine Angabe, die er je der Öffentlichkeit seiner Vorlesungen und seiner Zeitschrift gemacht hat, auf Unwahrheit beruhen, daß also die Mitteilung auf Programmen und in der Fackel, daß das Erträgnis jener Vorlesungen dem jeweils bekanntgegebenen Zweck zufließen werde bzw. zugeflossen sei, schwindelhaft sein könnte. Er würde dadurch nicht nur als Lügner gegenüber seiner Öffentlichkeit dastehen, sondern auch als Betrüger an den Instituten, die zu beschenken er vorgab, und da eine solche Möglichkeit nicht nur seine publizistische Moral, sondern auch seine staatsbürgerliche Ehre und Sicherheit berühren würde, so ist er der Meinung, daß die entsprechende Nachprüfung über den Bereich der steuerbehördlichen Interessen eigentlich hinausgehe und daß hier nur ein solches »Strafverfahren«, das die Staatsanwaltschaft einleitet, zu einer alle Teile befriedigenden Klärung führen könnte. Um immerhin auch andere amtliche Instanzen für diese Angelegenheit zu interessieren, übermitteln wir je eine Abschrift dieses Schreibens dem Herrn Stadtrat Breitner, in dessen Ressort ja nunmehr die Angelegenheiten der Lustbarkeitssteuer fallen, und dem Herrn Bundeskanzler, den wir eines Staunens für fähig halten dürfen, daß eine republikanische Behörde von Herrn Karl Kraus Beweise verlangt, daß er mit seiner öffentlichen Behauptung, etliche Gelder wohltätigen Zwecken überlassen zu haben, die Öffentlichkeit nicht belogen und die Unterstützungsbedürftigen nicht betrogen habe. Nicht um sich zu rechtfertigen — denn er müßte die entsprechende Untersuchung des Falles schon einer andern Behörde überlassen —, sondern um dem Landesabgabeninspektorat und insbesondere jenen genannten Funktionären exemplarisch darzutun, wie unnötig es war, Arbeitskräfte, die beiderseits gewiß besseren Aufgaben vorbehalten sind, mit dieser Angelegenheit zu befassen, will er Ihnen einen Einblick in die Administration jener Veranstaltungen, nach denen Sie sich nunmehr erkundigen, eröffnen:

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 16. Mai 1919 (Kleiner Konzerthausaal) = K 2356,15 ist der Freiwilligen Rettungsgesellschaft zugeführt worden. Beweis: nebst der auf dem Programm und in der Fackel enthaltenen *Behauptung*, die dieselbe Beweiskraft hat, die Empfangsbestätigung der Rettungsgesellschaft nebst der Rechnung des Konzerthauses. (Beilagen.)

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 8. Dezember 1919 (Kleiner Konzerthausaal) zu erhöhten Preisen = K 7077,60 ist dem Britischen Hilfswerk für Kinder zugeführt worden. Beweis: nebst der auf dem Programm und in der Fackel enthaltenen *Behauptung*, die dieselbe Beweiskraft hat, die Empfangsbestätigung des Britischen Hilfswerks nebst der Rechnung des Konzerthauses. (Beilagen.)

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 28. Dezember 1919 (Mittlerer Konzerthausaal) ist wie folgt verwendet worden: Auf dem Programm und in der Fackel war mitgeteilt, daß er dem Arbeiterverein »Kinderfreunde«, dem »Haus des Kindes« und dem Verein »Kriegspatenschaft« zufließe. Tatsächlich sind laut den beiliegenden Bestätigungen 3 x 1200 Kronen = K 3600 den drei Instituten überwiesen worden. Diese Spenden wurden, da insbesondere die Zuwendung an das »Haus des Kindes« rasch erfolgen sollte, unter approximativer Berechnung des Reingewinnes festgesetzt. Die viel später erfolgte Rechnungslegung ergab — wie aus der beigelegten Rechnung hervorgeht — einen Mehrbetrag von K 746,40, der, später noch ergänzt, für verschiedene wohltätige Zwecke wie Hilfsverein für Lungenkranke, Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« verwendet wurde. Wir erwähnen hierzu, daß in diesen Fällen wie auch sonst nicht einmal das Porto für die Geldanweisungen oder brieflichen Verständigungen der beteiligten Vereine in Abzug gebracht wurde.

Was nun noch die Veranstaltung vom 9. Mai 1920 (Mittlerer Konzerthausaal) anlangt, so bemerken Sie, daß diese bereits unter die Novelle vom 11. Februar 1920 falle, »nach welcher die Verwendung des Reinertrags zu allgemein wohltätigen Zwecken keinen Ausnahmsgrund mehr bildet«. Wir wissen nun zwar nicht, was unter allgemein wohltätigen Zwecken zu verstehen ist, müssen aber feststellen, daß die Vorlesung vom 9. Mai 1920, deren Veranstalter wir bereits waren, mit dieser Frage überhaupt nichts zu schaffen hat, da wir den Ertrag dieser Vorlesung, von dem laut Programm und Fackel nur ein Teil und zwar dem von einer Brandkatastrophe betroffenen Ort Wilhelmsburg zugewendet wurde, ohnedies voll versteuert haben. In diesem Fall hätte die Behörde also anstatt eines Beweises über die Steuerfreiheit des Reinertrages füglich einen solchen über die Bezahlung der Steuer zu verlangen. Wir wären nun zwar gewiß nicht verpflichtet, ein Beweisstück, das uns die Steuerbehörde selbst geliefert hat, ihr wieder auszuhändigen, nehmen aber keinen Anstand, Ihnen für den Fall, daß Sie darüber keinen Vermerk in den Akten haben sollten oder daß Ihnen die Hervorsuchung Ihres Materials annähernd so schwer fiel wie Herrn Karl Kraus die des seinen, das Dokument (Bescheinigung über den »Abgabe—Restbetrag«) zur Verfügung zu stellen. Sie werden daraus ersehen, daß Sie für diese Veranstaltung eine Steuerpflicht reklamieren, die wir nie bezweifelt und längst erfüllt haben, während wir, denen als Partei das Recht zu Nachforschungen nicht zusteht, voraussichtlich nie erfahren werden, auf welche Anhaltspunkte hin Sie diese Veranstaltung für eine solche gehalten haben, deren Steuer wir Ihnen mit Berufung auf wohltätige Zwecke — allgemeiner oder spezieller Natur — entziehen wollten, und durch welchen Umstand Ihnen die Tatsache, daß wir sie voll

versteuert haben, bis zu dem Grad entgangen sein mag, daß Sie Herrn Karl Kraus dafür ein Strafverfahren in Aussicht stellen. Er erklärt, daß er seinerseits die Angelegenheit damit für abgeschlossen hält. Er hätte sich damit begnügen können, Ihnen, wenn Sie schon unserm beziehungsweise seinem Wort und den Hinweisen, auf die Angaben der Programme und Fackelhefte nicht glauben, diese vorzulegen und falls auch die gedruckten Angaben Ihnen zweifelhaft erschienen wären, der Staatsanwaltschaft die Feststellung, ob er sich eines Betrugens schuldig gemacht hat, zu überlassen. Nicht um sich selbst, sondern um dem Landesabgabeninspektorat diese Art der Wahrheitsermittlung zu ersparen, überreicht er Ihnen die mühselig hervorgesuchten Belege, von denen einem, da er nicht mehr vorfindlich war, ein Duplikat beschafft werden mußte. Weitere Nachweise wird er nicht erbringen. Sollten Sie solche — etwa die Beweise über jenen noch nicht dokumentarisch belegten Mehrertrag von K 746,40, die er nur aus den Postsparkassenbelegen und einigen Zetteln zusammenstellen könnte und die zu produzieren ihm der behördlichen Würde unangemessen schien, jetzt noch von seiner eigenen verlangen, indem Sie seiner Erklärung über diesen Punkt den Glauben versagen, so erklärt Herr Karl Kraus, der bisher den behördlichen Zweifel an seinen öffentlichen Angaben noch mit einigem Humor hingenommen hat, daß ihm nichts übrig bliebe, als die darauf entfallende Steuer in der Höhe von zirka 30 Kronen zu bezahlen, daß dies aber die letzte Zahlung wäre, die er an das n.—ö. Landesabgabeninspektorat zu leisten hätte.

Verlag der Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen von Karl Kraus

Dabei ist noch der Umstand übersehen worden, daß das Objekt des amtlichen Verdachtes folgerichtig nicht bloß die gedruckte Behauptung wäre, daß jene Erträgnisse abgeführt worden sind, sondern der ziffernmäßige Ausweis der erfolgten Zuwendungen, dessen wahrheitswidrige Veröffentlichung doch eine Schändlichkeit wäre, die über den Kriminalfall der Veruntreuung hinausreicht. Auch blieb die Frage unberührt, wie diese Behörde, die die Pflicht zur Aufbewahrung von Zetteln nach dem Zeitpunkt der erfolgten Abrechnung ins Unbegrenzte statuiert, so gröblich ihre eigene Pflicht verletzen konnte, nicht sofort oder binnen einer angemessenen Zeit ihr absurdes Mißtrauen gegen jene anzumelden. Aber das wäre von ihr wohl aus dem Grunde zu viel verlangt, weil sie sich ja, wie die Aktengroteske jener Mahnung an den 9. Mai 1920 dartut, in jedem Zeitpunkt vorbehält, auch eine erfolgte Steuerzahlung als nicht erfolgt zu behandeln. Es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß jener 9. Mai 1920, an den sich die Erinnyen des wienerischen Betriebs, von der einen Seite her mit einer nachträglichen Erhöhung der Saalmiete und von der andern her mit einer längst erfüllten Steuerforderung geheftet haben, das Datum der 100. Wiener Vorlesung war. Speziell jedoch die Qual der Wiener Amtlichkeit besteht darin, daß sie vom Staatsbürger verlangt, daß es bei ihm nicht so schlampig zugehe wie bei ihr, und ihn dann dafür, daß er es mit der Ordnung ernst nimmt, zur Verantwortung zieht. Ich hatte just an dem Tag, an dem die letzte Mahnung kam, an das bereitgestellte Material gedacht und mir vorgestellt, daß ich nun doch wohl, da wieder ein paar Monate in dieses Land gegangen waren, von der Sache Ruhe haben werde, weil, dachte ich mir, in dieser Zeit, wo das Leben schließlich auch die Beamten plagt als wären sie

bloß eine Partei, in diesem Niederbruch, der vor uneinbringlichen Milliarden zur Ökonomie im Eintreiben von hundert Kronen rät, es selbst ihnen schon zu fad geworden sein könnte und weil es ja doch einen Weltkrieg gegeben hat und wir uns den Rest unseres verpatzten Daseins nicht auch noch mit der Wahnvorstellung einer nicht erfüllten Lustbarkeitslandesabgabepflicht trüben sollen. Und schon war der Briefträger da und brachte was zum Unterschreiben, denn es muß doch auch der Postdienst mithalten, — wenn es den Lustbarkeitslandesabgabeinspektoratsbeamten einfällt, mich — und glaubt er fliehend zu entspringen, geflügelt sind wir da, die Schlingen ihm werfend um den flüchtigen Fuß, daß er zu Boden fallen muß — ausgerechnet mich zu jagen, ohn' Ermatten, versöhnen kann sie keine Reu', mich fort und fort bis zu den Schatten, und geben mich auch dort nicht frei! Aber da dieses furchtbare Geschlecht der Nacht, das besinnungraubend, herzbetörend, umwandelnd des Theaters Rund, auf unsere Lustbarkeiten lauert, da es in entfleischten Händen nur einen Akt schwingt, während der Fackel düsterrote Glut vielmehr in den meinen ist, so wollen wir mit dem Spuk schon fertig werden oder wie man in Berlin, wo solche Lustbarkeiten denn doch nicht in solchem Ausmaß möglich wären, sagt: Wir woll'n det Kind schon schaukeln. Immerhin warte ich auf die Entscheidung. Wenn es der Eumeniden Macht ist, daß der fromme Dichter nicht gerochen, sondern im Gegenteil bis aufs Blut gequält wird, so bekommen die Kraniche des Ibykus einen andern Schluß, und er zieht mit ihnen nordwärts. Tu l'as voulu, Schorsch Kasmader!

Magistrat der Stadt Wien,

Wien, am 23. November 1921

Sehr geehrter Verlag!

Ich werde Ihre Eingabe vom 16. d. M. ¹ unverzüglich zum Gegenstand von Erhebungen machen und brauche wohl nicht erst ausdrücklich zu betonen, daß die vom Landesabgabeninspektorat eingeleiteten Schritte ohne mein Vorwissen erfolgt sind. Ich behalte mir vor, auf diese Angelegenheit ehestens zurückzukommen, und werde Vorsorge treffen, daß zwischenzeitig jedenfalls keine weiteren Zuschriften an Sie abgehen.

In vorzüglicher Hochachtung
Hugo Breitner

*Der amtsführende Stadtrat
der Gruppe II.*

Wien, den 2. Dezember, 1921

An den

Verlag »Die Fackel«

III., Hintere Zollamtsstraße 3.

Zurückkommend auf mein Schreiben vom 23. d. M., bitte ich freundlichst zur Kenntnis zu nehmen, daß die leidige Angelegenheit als restlos erledigt angesehen werden kann.

In vorzüglicher Hochachtung
Hugo Breitner.

¹ Die Kopien sind am 19. abgeschickt worden.

Wiener Weltgericht

Nix stört sie und niemand, 's wird
weitergepraßt;
Hier ist das Leben eine Lust und
dort nur eine Last.
Die zahl'n nur mit dem Leben, aber
die andern mit Geld ...
So gibt es halt allerhand Leut'
auf der Welt!

Nach Nestroy, 30. November 1921

Die Spannung dieses Kontrastes, dessen Möglichkeit und dessen Duldung ein ewiger Schandfleck dieser Zeitläufte sein werden, hat sich am nächsten Tag in einen jüngsten entladen, der freilich ein Weltgericht mit allen Merkmalen seines wienerischen Ursprungs war. So erbärmlich wie die Ordnung der hiesigen Dinge ist hier die Unordnung und nicht einmal bei der gehts ordentlich zu und wie sichs gehören würde. Selbst der Diebstahl an den Dieben geschieht unsystematisch und die Zerstörung der Sachgüter vollzieht sich so blind, daß die Zerstörer der Lebensgüter vom Schaden nicht betroffen sind oder sich leichter von ihm erholen werden als die Sachen und als die Personen, deren Existenz mit diesen verbunden war. Da jene aus den Tempeln ihrer miserablen Freuden nicht hervorgeholt, sondern nur auf Zeit abgehalten wurden, sie zu besuchen, so war die Methode von geringem Abschreckungswert, und das einzige, was mit dem Verhängnis des unabänderlichen Elends doch versöhnen könnte: die Bändigung seiner Verhöhner, die Hemmung, gegen die Mode der Not mit allzu lauten Farben zu verstoßen, wird nicht erreicht werden. Nur die fühllosen Dinge werden sichs merken, nicht die fühlloseren Menschen, und die Spiegel haben dran glauben müssen statt der Visagen. In allen Schauern einer Verwüstung ohne Plan, Wahl und Zweck gab es nur ein tröstliches Moment, das den Vandalen doch etwas wie einen Rest von Besinnung und Kulturgefühl zuerkennen ließ: »die wertvollen Bilder des ehemaligen Militärkasinos, darunter Kochs Kolossalgemälde 'Die große Zeit', das den Kaiser Franz Joseph, umgeben von seinen Generalen darstellt«, sind vernichtet worden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jshoda & Siegel, Wien, III, Hintere Zollamtsstraße 3